

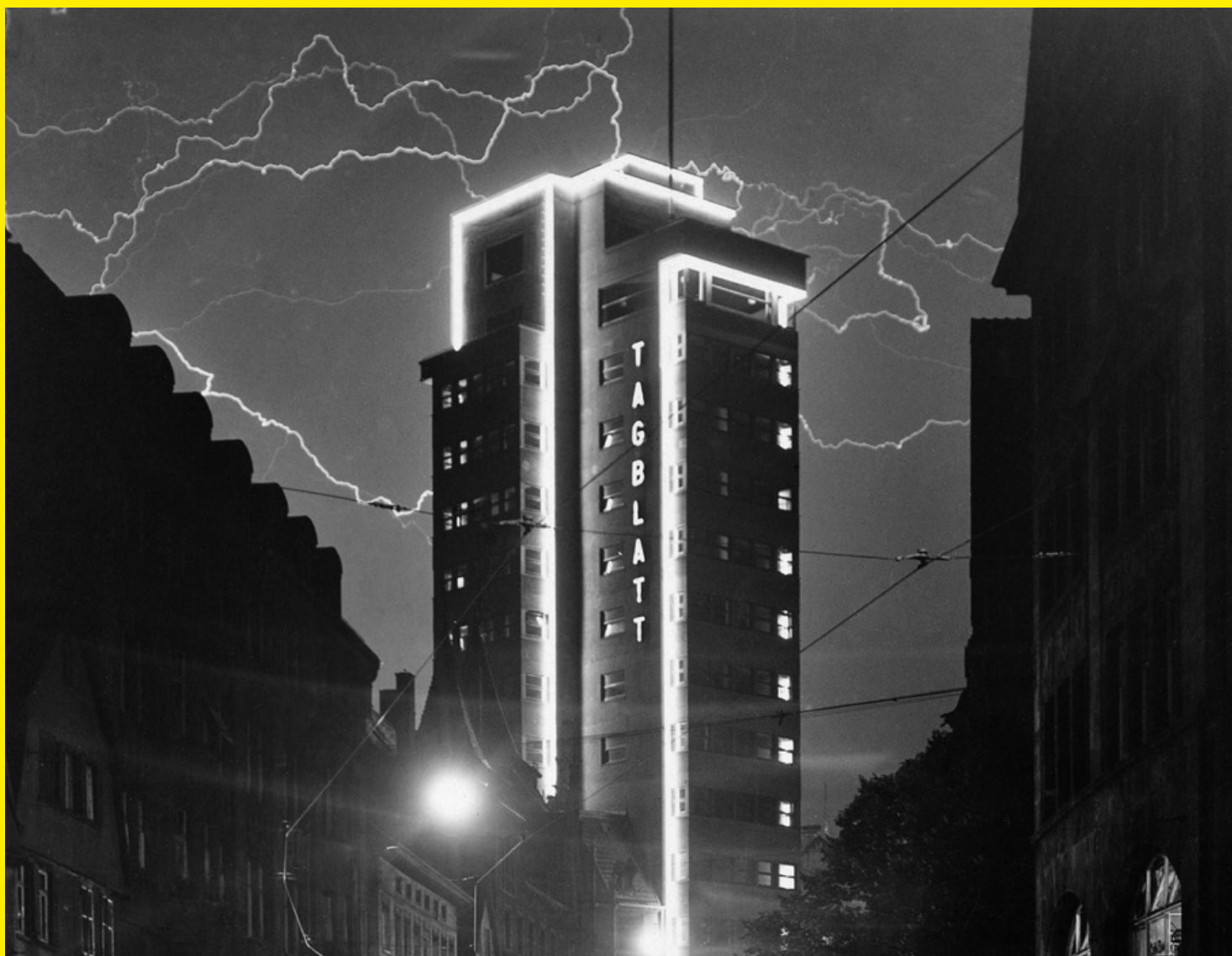
Schwäbische Heimat

Magazin für Geschichte,
Gegenwart, Zukunft

Preis 12 €
E4271F
ISSN 0342-7595

2020/2
April – Juni

2020|2



Interview mit Winfried Kretschmann

»Der Lack der Zivilisation ist dünn«

Museen im Blick

Museum Brot und Kunst Ulm

Global denken – lokal handeln

Wege zur Nachhaltigkeit vor Ort

Museen

Sammeln oder Abgeben?

Kultur im Landkreis Ravensburg

Besuchen Sie die Kultureinrichtungen im Landkreis Ravensburg!



WIRTSCHAFTSMUSEUM RAVENSBURG



Wirtschaftsmuseum Ravensburg
Marktstraße 22, 88212 Ravensburg
www.wirtschaftsmuseum-ravensburg.de

Schloss Achberg

Schloss Achberg
88147 Achberg
www.schloss-achberg.de



Schloss Waldburg

Die Burg kann nur im Rahmen von geführten Gruppen besichtigt werden.

Schloss Waldburg
Schloss 1,
88289 Waldburg
www.schlosswaldburg.de



KULTUR!RV

Kloster und Schloss Salem

Kommen. Staunen. Genießen.



Schlossanlage mit Hofgarten und Labyrinth · Barocke Schlossräume · Gotisches Münster · Klostermuseum · Feuerwehrmuseum · Abenteuerspielplatz · Kunsthandwerker · Schlossgastronomie

Eintritt frei mit der Bodensee Card ^{PLUS}
88682 Salem · Telefon +49 (0) 75 53-9 16 53-36
Täglich geöffnet vom 28. März - 1. November

www.salem.de

Baden-Württemberg

STAATLICHE SCHLÖSSER UND GÄRTEN

Schwäbische Heimat

71. Jahrgang
Heft 2
April-Juni 2020

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund
Redakteurin: Irene Ferchl
Redaktionsbeirat: Wolfgang Alber, Karin Bürkert, Reinhold Fülle, Dietrich Heißenbüttel, Thomas Knubben, Helmuth Mojem, Ulrike Plate, Ulrich Schmid, Wilfried Setzler, Raimund Waibel, Tjark Wegner

Musterheft für einen Relaunch der Schwäbischen Heimat als Ergebnis eines Studienprojektes des Instituts für Kulturmanagement der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg
Projektgruppe: Christine Hinterberger, Lorena Mößner, Alina Ueberholz, Maria Vallecillos Soldado, Lisa Zierott
Projektleitung: Prof. Dr. Thomas Knubben
Layout: Prof. Uli Braun, Konstanz

mit Unterstützung von

LB BW
Stiftung
Landesbank Baden-Württemberg

SHB SCHWÄBISCHER HEIMATBUND



Titelbild:
Der Stuttgarter Tagblatt-Turm
Ausschnitt aus einem Foto von Arthur Ohler um 1930.

Inhalt

5 **Zur Sache:** Müll ins Museum – Adieu Plastiktüte!
Friedemann Schmoll

6 **Heimat Bilder**

9 **Leserforum**

Personen, Portraits, Interviews

12 **„Der Lack der Zivilisation ist dünn“**
Interview mit Winfried Kretschmann

16 **Der Fotograf Arthur Ohler – Avantgardist im Vorkriegs-Stuttgart**
Judith Breuer

Aktuelles Kulturleben

24 **Museen im Blick: Museum Brot und Kunst Ulm**
Thomas Knubben

28 **Schöne Heimat – Punk im Ländle**
Simon Steiner

Ausstellungen

Landesgeschichte

42 **Sakrale Zentren. Stiftskirchen im Südwesten**
Oliver Auge

48 **„Die berühmten grauen Busse ...“ – ein Mythos? Rezeption und Fiktionalisierung der NS-Krankenmorde**
Martin Rexer

Buchbesprechungen

Natur und Nachhaltigkeit

66 **Global denken – lokal handeln. Wege zur Nachhaltigkeit vor Ort**
Dorothee Baumann

72 **Infografik: Fleisch**
Uli Braun

74 **Die Kochertalbrücke. Unterwanderung einer Überquerung**
Jürgen Braun

Kulturerbe

78 **„Kunst „entsammeln“? Warum das Abgeben von Nachlassteilen Sinn macht.**
Uwe Degreif

86 **„Drüben wogt das bunte Spiel.“ Schäferlauf wird UNESCO Kulturerbe**
Wolfgang Alber

94 **SH Aktuell**

98 **SH Intern**

100 **Schlusspunkt**

Fahrrad...
Mobilität im Wandel der Zeit

15.5. bis 4.10.2020
(virtuell)
Aktualisierung siehe Homepage

STÄDTMUSEUM HORNMOLOCHHAUS
Hauptstraße 57 • 74321 Bietigheim-Bissingen • T (07142) 74 362 • www.bietigheim-bissingen.de
Öffnungszeiten: Di, Mi, Fr 13.45 – 17.45 Uhr • Do 13.45 – 19.45 Uhr • Sa, So, Feiertage 10.45 – 17.45 Uhr • Eintritt frei

Sauber?
Kulturgeschichte des Badens

Museum Ettlingen

bis Januar 2021, Mi-So 11-18 Uhr, www.museum-ettlingen.de

LITERATUR Sommer 2020

HÖLDERLIN UND HEGEL – 250 JAHRE SPRACHE UND VISION

DIE SCHÖNSTEN SEITEN DES SOMMERS

Erleben Sie die schönsten Seiten des Sommers bei über 250 Veranstaltungen im ganzen Land. #literatursommer
Alle Termine unter: www.literatursommer.de

Eine Veranstaltungsehrer
Baden-Württemberg Stiftung
WIR STIFTEN ZUKUNFT

LOTTO Museumspreis 2015 Baden-Württemberg
In Zusammenarbeit mit dem Museumsverband Baden-Württemberg e.V.
Ausgezeichnet mit dem Extra-Preis Lotto Baden-Württemberg

Württembergisches Psychatriemuseum

Öffnungszeiten
Freitag 13.30 bis 16.30 Uhr
Sonntag & an Feiertagen 13.30 bis 17.00 Uhr
Führungen nach Vereinbarung
Tel.: 07373/ 10-3223

Hauptstraße 9, 88529 Zrieffalten
www.forschung-bw.de/history.html

Zur Sache: Müll ins Museum – Adieu Plastiktüte!

von Friedemann Schmoll

Das Waldenbucher Museum für Alltagskultur erklärt die Plastiktüte für museumsreif – eine großartige Idee, denn höchste Zeit dafür ist es allemal! Die Zahl der politischen Plädoyers, Plastikverpackungen schlichtweg zu verbieten, wächst. Über den Sinn von Verboten lässt sich trefflich streiten, über den Unsinn der Polyethylenverpackungen wohl kaum. Sie vermüllen Land und Meer, zersetzen sich nur langsam in hartnäckige Partikel, gelangen statt in Recyclingkreisläufe über die Nahrung ins Körperinnere von Walen und Fischen und dringen bis in die entlegensten Winkel der Welt. Also – ab ins Museum damit! Immerhin: Das Waldenbucher Museum hortet 50.000 Exemplare der Wunder-Tüten in seinen Depots. Bis nächsten Sommer sind viele in einer Sonderausstellung zu bestaunen. Schließlich handelt es sich nicht nur um schnöde Wegwerfartikel, sondern um Kulturgut und Verpackungs-Kunst – in jedem Fall um berechte historische Quellen zur schillernden Geschichte der Konsumgesellschaft. Nachdem schon in der frühen Umweltbewegung der 1970er-Jahre wider die grassierende Wegwerfmentalität der Slogan «Jute statt Plastik» die Runde gemacht hatte, zogen immer wieder passionierte Sammler mit ihren Schätzen in die Öffentlichkeit.

Geschichtsbewussten Konsumenten und Konsumentinnen sei im Übrigen die Lektüre des Grundlagenwerks von Heinz Schmidt-Bachem ans Herz gelegt: «Tüten, Beutel, Tragetaschen. Zur Geschichte der Papier, Pappe und Folien verarbeitenden Industrie in Deutschland», erschienen anno 2001, zu Zeiten also, da die Plastiktüte noch ein vergleichsweise unschuldiges Dasein führen durfte, bevor sie zum ungeliebten Sorgenkind eines umweltbewussteren Zeitalters werden sollte. Der Chronist der Verpackungsgeschichte besaß übrigens selbst die mit 150.000 Exemplaren wohl weltweit größte Sammlung von Papier- und Plastiktüten. Sie bildeten den Fundus für sein «Portable Art Museum», mit dem er die Tüte zum Kulturgut deklarierte und auf das Interesse der zeitgenössischen Kunst an den Taschen hinwies. Bei Schmidt-Bachem ist nachzulesen, dass seit Ende des Zweiten Weltkriegs an vollsynthetischem Verpackungsmaterial getüftelt wurde und die ersten Plastikbeutel anno 1953 auf den Markt kamen, um spätestens mit dem Übergang zu Selbstbedienungsläden in den 1970er-Jahren der guten alten Papiertüte den Rang abzulaufen.

Wissenschaftlich nobilitiert wurde der Alltagsumgang mit der Plastiktasche 2002 auch mit der Studie «Von Tüten, Tragetaschen und ihren Nutzern. Eine qualitative, tiefenpsychologische Analyse zum Wesen von Tüten und Tragetaschen und eine Typologie ihrer Verwender». Wie zu

vermuten – im Auftrag des Industrieverbands Papier- und Folienverpackung e.V. Zentrale Einsicht damals: «Die vorgestellte Studie zeigt eindeutig, dass Tüten und Tragetaschen faszinierende Objekte unserer Gegenwarts-kultur sind (...). Besonders ihre Rolle als Charakterspiegel mit hoher emotionaler Aufladung und ihre ausgeprägte Wandelbarkeit als Ausdrucksform machen sie zu einem hochleistungsfähigen Service- und Kommunikationsmittel. Tüten sind somit keineswegs langweilige Objekte, sondern sie stehen eigenständig in der Mitte modernen Lebens.»

Tüten sind keineswegs langweilige Objekte, sie stehen eigenständig in der Mitte modernen Lebens.

Wer hätte das gedacht... Unterdessen pflegten Schwaben und Schwäbinnen dereinst durchaus einen etwas anderen Umgang mit der Plastiktüte. Wegwerfartikel? Von wegen! Hierzulande war sie immer eine etwas langlebigere Einkaufsbegleiterin, die immer noch einmal aufgehoben werden konnte. Ich erinnere mich noch gerne an die Schubladen voll fein gefalteter Plastiktüten bei Hausfrauen vom alten Schlag. So beförderte in jedem Fall schwäbische Sparsamkeit immer auch einen ressourcenbewussten Umgang mit Materialien. Da gibt es nichts, was nicht noch einen Wert hat. Hierzulande kommt die Bezeichnung «Plastikbeutel» schwer über die Lippen. Leichter schon das schwäbische «Gugg», mitunter auch liebevoll verkleinert zum «Giggle». «Gugg» natürlich nicht zu verwechseln mit «gugg» = schauen: «Gugg amol, a Gugg ...» Die einschlägigen Wörterbücher für das Schwäbische geben übrigens keine verbindliche Auskunft, woher das mitunter auch als wenig charmantes Schimpfwort («Soichgugg») genutzte Wortgeschöpf denn tatsächlich stammt. Mögliche Wurzeln liegen im französischen «Coque» (= Schale, Hülle) und dem lateinischen «cucullus» (= Kapuze).

Aber zurück zur Sache: Das Museum für Alltagskultur schlägt mit seiner Ausstellung also eine genauso geistreiche wie geschichtsbewusste Entsorgung des Konsumhelfers vor – ab ins Museum! Dass ihre alltägliche Nutzung fortan der Vergangenheit angehören sollte, führt das Museum überzeugend vor Augen. Begleitet wird die Tütenschau von Aktionen, die so knallbunt daherkommen wie manche der ausgestellten Plastiktüten – etwa zum «Upcyclen», also dem Aufwerten und Aufhübschen von Abfallprodukten und nutzlosen Stoffen. Also: Nicht wegwerfen!



Heimat Bilder

Ein weißes Gebäude mit einer dunklen Pforte zur Winterzeit. Was sich wohl dahinter verbirgt? Der aus Stein gehauene Rundbogen auf der Westseite des Baus verweist auf ein respektables Alter, das darüber sanft aufscheinende Kreuz auf eine Kirche. Es ist die ehemalige *Pfarrkirche zur Heiligen Maria* in Lautern im Tal der kleinen Lauter bei Ulm. Der Ort hatte nie mehr als 70 Einwohner, aber schon 1225 eine eigene Kirche. Aus dieser Zeit stammt auch der im Kern romanische Bau, der gleich beim Quelltopf liegt, aus dem das helle und klare, eben „laute“ Wasser des Flüsschens entspringt. Hinter dem schlicht-schönen Torbogen aber versteckt sich ein mit Fresken, Epitaphen und einem prächtigen spätgotischen Flügelaltar von 1509 aus der Ulmer Schule. Liegt wie so vieles einfach am Wegesrand.

Foto
Susanne Sommerfeld



Heimat Bilder

Im Jahr 2021 kann jüdisches Leben in Deutschland auf eine 1700-jährige Geschichte zurückblicken, die im Rahmen eines bundesweiten Themenjahres mit zahlreichen Veranstaltungen beleuchtet werden soll.

Im Jahr 2021 leben Jüdinnen und Juden nachweislich seit 1700 Jahren auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands: Ein Edikt des römischen Kaisers Konstantin von 321 erwähnt die Kölner jüdische Gemeinde. Es gilt als ältester Beleg jüdischen Lebens in Europa nördlich der Alpen. Die öffentlichkeitswirksame Vermittlung und die positive Akzentuierung von vielfältigem jüdischem Leben heute und der 1700-jährigen jüdischen Geschichte und Kultur auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands soll im Zentrum dieses Festjahres stehen. Zugleich gilt es, dem wiederauflebenden Antisemitismus in Europa entgegenzuwirken.

Foto
Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg



Heimat Bilder

Das güldene Himmelbett verlassen, im rosa gekachelten Badezimmer bröckelt die Decke nieder, im Festsaal stehen silberglänzende Kerzenhalter auf den Tischen - der Charme der Zeit um 1900 ist noch zu sehen. Aber auch die Jahrzehnte, die seither vergangenen sind. Jahrzehnte, in denen die Zeit im Grandhotel Waldlust in Freudenstadt gewissermaßen stillstand. Und genau das ist der Grund, warum die alten Gemäuer sich neuer Beliebtheit erfreuen - als sogenannter Lost Place, als verlassener Ort. „In der Waldlust kann man nicht nur das Vergessene sehen, sondern auch das architektonisch Erhaltene“, sagt Herbert Türk vom Verein Denkmalfreunde Waldlust. Seit einigen Jahren versucht er wieder Leben in das alte Hotel zu bringen. Mit Kunst- und Kulturveranstaltungen. Aber auch mit Menschen, die die einst noble Kulisse wertschätzen.

Foto
Karl-Heinz Kubal,
Denkmalverein
Freudenstadt



»Der Lack der Zivilisation ist dünn« Ein Interview mit Ministerpräsident Winfried Kretschmann

Stefan Winkler

Kleine Zeitung: Herr Ministerpräsident, „Il Buon Governo“, „Die gute Regierung“, heißt ein berühmtes Fresko von Ambrogio Lorenzetti im Rathaus von Siena. Gut zu regieren, ist das in unseren Krisenzeiten überhaupt möglich?

Winfried Kretschmann: Ich bin fest überzeugt davon. Die Frage ist, welchen Maßstab man anlegt. Gelingt es der Politik, dass die Menschen das tun, was schon in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 steht, nämlich nach ihrem Glück zu suchen? „The pursuit of Happiness“. Oder glaubt man, der Staat müsse die Menschen glücklich machen? Dann kann man nicht gut regieren. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Das kann nur so enden, dass alle frustriert sind.

Was folgt für Sie daraus?

Der Staat kann nur die Bedingungen schaffen, unter denen jeder sein Glück finden kann. Er muss für die Grundwerte der Demokratie sorgen, für Frieden, Freiheit, Sicherheit und dafür, dass jeder, egal woher er kommt, dieselben Chancen hat. Aber die Chancen ergreifen muss letztlich immer der Einzelne. An die Politik werden heute Erwartungen gestellt, die unerfüllbar sind. Die Schweizer Philosophin Jeanne Hersch hat einmal sehr schön gesagt, Politik biete einen Leerraum, in den wir unsere Hoffnungen und Überzeugungen, unseren Glauben und unser Tätigwerden einbringen können, ohne dass uns jemand daran hindert. Und das ist letztlich der Sinn von Politik: Freiheit.



Diese Freiheit ist aber bedroht. Klimawandel, Globalisierung, Terror, Migration und neuer Nationalismus pflügen die Welt um. Was geschieht um uns herum, mit uns?

Wir leben in Zeiten dramatischer Umbrüche. Die Welt hat sich immer gewandelt. Aus meiner Heimat, der Schwäbischen Alb, sind im 19. Jahrhundert die Leute in Scharen aus Armut ausgewandert. Als 1648 der Dreißigjährige Krieg mit dem Westfälischen Frieden beendet wurde, dachten die Menschen, dieser würde ewig währen. Aber bis zur Gründung der EU gab es weitere 49 Kriege in Europa. Krieg war der Normalfall und ist es in vielen Teilen der Welt bis heute. Wir vergessen das, weil wir in Kerneuropa seit 70 Jahren in Frieden leben. Der große Unterschied zu früher ist, dass die Umwälzungen durch die Digitalisierung so rasant erfolgen und wir am Klimawandel zum ersten Mal sehen, was für dramatische Folgen für unsere Lebensgrundlagen es hat, wenn wir die Erde systematisch ruinieren.

Der Friede gilt als selbstverständlich. Bei vielen überwiegt das Gefühl, die Welt entgleite ihnen. Geht es der Politik ähnlich?

Ich sehe zwei Einschnitte. Der eine war die Finanzmarktkrise, der zweite die große Flüchtlingswelle 2015. Beide Male haben die Leute den Eindruck gewonnen, der Staat sei nicht mehr Herr der Lage. Das hat starke Ängste hervorgerufen und ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Vom Staat wird erwartet, dass er Sicherheit bietet. Wenn nun überall Rechtspopulisten ins Kraut schießen, die an die niedrigen Instinkte appellieren und einfache Lösungen haben, ja, wenn an der Spitze der USA ein Präsident steht, der sich so verhält, wie wir unseren Kindern beibringen, dass sie sich nicht benehmen dürfen, so ist das die unmittelbare Folge dieses gefühlten Kontrollverlusts.

Die Populismusschelte gehört heute zum guten Ton. Kann man das Phänomen nicht ganz nüchtern als Versuch sehen, die alten Sicherheiten zurückzugewinnen?

Natürlich. Aber gerade das ist ein Irrtum. Die Briten steigen mit dem Spruch „Take back control“ aus der EU aus. In Wahrheit verlieren sie die Kontrolle vollends. Was können sie allein gegen Klimawandel, Terror und Massmigration ausrichten? Und wie wollen sie ökonomisch mit den großen Mächten China und den USA mithalten? Das gelingt uns nur, wenn wir als Europäer zusammenstehen.

Unsere westliche Demokratie bröckelt. Wie konnten wir uns in ihrer Robustheit so täuschen?

Der Lack der Zivilisation ist dünn. Sobald es kriselt, kommen in uns archaische Muster hoch. Die Fremdenfeindlichkeit zählt dazu. Sie ist dem Menschen evolutiv einprogrammiert, allerdings auch die Neugier auf das Fremde. Dass der Fremde dein Nächster ist, impft erst das Christentum der Zivilisation ein. Plötzlich kommt etwas Universales in die Welt und verändert sie. Aber es sind keine biologischen Gene, sondern kulturelle, die man leicht wieder verlieren kann. Das weiß jeder Vater, jede Mutter, das wissen wir alle. Wir müssen immer wieder um unsere zivilisatorischen Errungenschaften kämpfen.

Werben Sie deshalb für einen neuen Konservatismus?

Heute passieren Dinge, die man nicht für möglich gehalten hätte. Thomas Jefferson, einer der Gründerväter der USA, wurde einmal gefragt, ob er lieber in einem Land mit schlechter Regierung, aber freier Presse leben wolle oder umgekehrt? Er hat keine Sekunde gezögert und Ersteres gewählt. Heute führt der Präsident der USA, also des Landes, das die Meinungsfreiheit mit erfunden hat, einen ideologischen Krieg gegen die Medien.



Fotos:
Stuttgarter Zeitung & Stuttgarter Nachrichten;
Leserfragen an Ministerpräsidenten Winfried
Kretschmann

Was sind die Werte, auf die wir uns verlassen sollten?

Ein wichtiger Wert ist es, nicht blindgläubig Autoritäten, Meinungen oder Verschwörungstheorien hinterherzulaufen. Bediene dich deines eigenen Verstandes! Das hat schon Sokrates gefordert. Ich denke aber auch an das Prinzip von Maß und Mitte, wie wir es bei Aristoteles finden. Er hat so Tugend definiert. Man braucht Mut in der Politik, aber eben Mut, der nicht zur Verwegenheit wird. Man muss besonnen sein, aber nicht feige. Oder wie wichtig sind doch Vertrauen und Verlässlichkeit für unseren Umgang miteinander! Ein Altachtundsechziger und ehemaliger Maoist singt das Hohelied der Tugend.

Wie das?

Ich bin siebzig und habe viel Lebenserfahrung auch im Politischen gesammelt. Ein Ergebnis ist das Nachdenken über die eigenen Fehler. Als ich unlängst an der Universität eine Rede gehalten habe, musste ich daran denken, wie wir in den 68ern Vorlesungen gesprengt haben. Das war barbarisch! Mit den Jahren ist mein Respekt vor gewissen Überzeugungen gestiegen, die die Menschheit schon immer für richtig gehalten hat. Mir geht es nicht um Nostalgie, nicht darum, dass früher alles besser war. Unsinn! Worum es mir geht, ist, das zu Bewahrende aus der politischen Gesäßgeografie zu lösen: Rechts hocken die Konservativen, links die Progressiven. Das sind große Schätze der westlichen Zivilisation, die wir durch den Wandel tragen müssen.

Was würde der junge Kretschmann zum alten sagen?

Er würde sich mit ihm höchst kritisch auseinandersetzen. Radikale Verirrungen kommen ja immer daher, dass man einen Wert verabsolutiert. Für uns war das damals die Gleichheit. Sie ist ein wichtiges Prinzip. Nur wenn man es nicht mit Demokratie und Freiheit in Einklang bringt, wird daraus Fanatismus.

Wie geht Ihre Idee eines wertebundenen Konservativismus mit der Migration zusammen?

Dass der Fremde auch der Nächste ist, wissen wir - wie gesagt - seit Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Das ist also eine sehr konservative Erkenntnis. Es ist unsere Pflicht, Menschen aufzunehmen, die vor Krieg oder Verfolgung fliehen. Es heißt aber auch, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Wir müssen also so helfen, dass uns das nicht überfordert. Jene, die aus Perspektivlosigkeit zu uns kommen, können wir nur zu einem bestimmten Maß aufnehmen. Das müssen wir klar auseinandersortieren, ohne mit schlechtem Gewissen herumzulaufen. Niemals kann der Mensch allen helfen. Wir müssen aber etwas tun, um die Fluchtursachen vor Ort in Afrika zu bekämpfen. Wichtig ist, dass wir uns nicht von Ängsten leiten lassen, sondern von der Vernunft. Dann können wir diese schwere Herausforderung meistern, ohne dass unser Gemeinwesen in Gefahr gerät.

Sie sind gläubiger Katholik. Davon gibt es immer weniger in der Politik. Fühlen Sie sich als Exot?

Eigentlich nicht. Das ist eher Ausdruck der enormen Säkularisierung und ein Problem der Kirchen und der Gläubigen. Paulus sagt: Gib jeder Zeit Rechenschaft über deine Hoffnung. Das heißt: Der Glaube muss im Horizont der modernen Welt plausibel erklärt sein. Da sind grobe Mängel entstanden. Insofern wundert es mich nicht, dass die katholische Kirche mit den jüngsten Missbrauchsskandalen an den Rand des Zusammenbruchs getrieben wird. Was hat das mit der Nachfolge von Jesus zu tun, ob ich ein Kondom benütze? Wer so eine rigorose Sexualmoral in die Welt setzt, fällt tief, wenn er ihr nicht genügt und Verfehlungen sogar vertuscht. Das sind Brüche zur modernen Welt. Davon gilt es, sich zu befreien. Dogmen sind wie Straßenlaternen, hat der große Theologe Karl Rahner einmal gesagt. Sie sollen unseren Weg beleuchten. Aber nur Betrunkene halten sich daran fest.

Eine nachhaltig geförderte Energieform: Schaffenskraft >

Schaffenskraft braucht Öffentlichkeit. Denn nur mit Publikum kann der Funke überspringen. Deshalb fördern wir seit Jahren die Kunst und das kulturelle Leben in Baden-Württemberg.

www.enbw.com





Der Fotograf Arthur Ohler Avantgardist im Vorkriegs-Stuttgart

Judith Breuer



Tänzerin der Tanzgruppe Herion.

Bei der Beschäftigung mit dem Stuttgarter Kaufhaus Schocken wurde die Autorin auf Arbeiten des Fotografen Arthur Ohler aufmerksam.¹ Zwar hatte sich 2015/16 eine Ausstellung des Stadtarchivs Stuttgart den dort archivierten Nachlässen dreier Stuttgarter Fotografen, darunter erstmals auch Ohler, gewidmet, doch ist er weiterhin nur wenigen bekannt. Seine teils avantgardistischen Fotos von Stuttgarter Bauten, Plätzen und Straßen und sein berufliches Engagement sind es aber wert, erneut in Erinnerung gebracht zu werden. Geboren wurde Arthur Ohler am 23. Februar 1883 in der Arbeitervorstadt Heslach. Wie er sich später erinnerte, war es ein Besuch mit seinen Geschwistern beim auch in Heslach ansässigen Fotografen Heinrich Eisinger, der in ihm den Wunsch aufkommen ließ, Fotograf zu werden.² Er war das erste Kind der Pauline Moegle und des Schneiders Daniel Ohler. Die Eltern – beide evangelisch – heirateten bald darauf am 10. Juli 1883.³ Am 19. Oktober 1894, Arthur Ohler war damals elf Jahre alt, starb der Vater. Mit den Einkünften aus ihrem Wasch- und Bügelbetrieb zog Pauline fortan die inzwischen fünf Kinder alleine groß.⁴ 1897 kam noch ein sechstes Kind dazu, Willi Moegle, der später ebenfalls Fotograf werden sollte. Auch ohne höhere Schulbildung – so äußerte sich der betagte Willi Moegle in einem Interview – waren alle Mitglieder der Familie Ohler/Moegle kunstinteressiert.⁵

Da es damals noch keine entsprechende Fachschule gab, ging Arthur Ohler ab 1897 ausschließlich bei Fotografen und bis 1901 nur in Stuttgart in die Lehre. Seine erste Station war bis 1900 der Portraitfotograf Friedrich Kienzle. Bei ihm durfte er noch nicht selbstständig fotografieren. Seine Tätigkeit bestand vielmehr in Hilfsarbeiten, wie Papier Silbern, Glasplatten Lackieren, was nach der Entwicklung zum Schutz vor mechanischer Beschädigung erfolgte, und im (nach eigener Aussage) übermäßigen Retuschieren. Sein nächster Lehrherr war ab 1900 der Fotograf Julius Stöß (Sophienstr. 36), dessen Hauptkunden Soldaten waren. Hier erfuhr er eine Ausbildung zum Laboranten, lernte insbesondere kopieren, also Papierabzüge von Glasplatten herstellen. Interessanter wurde es für ihn ab 1901, als er bei Oskar Hirrlinger beschäftigt war und seine Ausbildung vervollständigen konnte. Dort durfte er nicht nur mit der 13 x 18-Plattenkamera, sondern auch mit einer handlicheren 3 x 4-Rollfilm-Kamera fotografieren und Landschafts- und Gruppenfotos aufnehmen.⁶

Der Tagblatt-Turm Stuttgart mit effektvoller Umrissbeleuchtung und Gewitterblitzen. Nachtaufnahme um 1930.

Von 1902 bis 1906 war Ohler dann quer durch Deutschland unterwegs und arbeitete bei verschiedenen Fotografen in Ravensburg, Offenbach, Mannheim und Magdeburg. Im Studio des sogenannten Hofphotographen Hubert Lill in Mannheim schloss er Freundschaft mit



Kurz nach der Fertigstellung: das Kaufhaus Schocken in Stuttgart mit dem markanten gläsernen Treppenhaus im Vordergrund; erbaut 1926/28, abgebrochen 1960.

dem rheinischen Kollegen Hugo Schmölz, der – ab 1911 in Köln ansässig – vor allem durch seine Architekturaufnahmen bekannt werden sollte.⁷ In der Rede zum 25-jährigen Bestehen seines Ateliers im Jahr 1951 sagte Ohler, dass ihn mit der Familie Schmölz weiterhin eine herzliche Freundschaft verbinde. Eine Köln-Reise, für die Ohler 1925 nachweislich einen Reisepass beantragte, galt sicherlich einem Besuch von Schmölz.⁸ Beide dürften sich während ihrer jahrelangen Freundschaft auch über die Verbesserung des Fotografenhandwerks ausgetauscht haben, denn beide waren später in Berufsverbänden engagiert.

Ab etwa 1907 war Ohler – unterbrochen vom Einsatz als Soldat im 1. Weltkrieg – für siebzehn Jahre Geschäftsführer des von Paul Günther geführten Stuttgarter Fotostudios Theodor Andersen. Während dieser Zeit engagierte er sich auch als Gewerkschaftsführer der Stuttgarter Gehilfenschaft, wobei er sich erfolgreich gegen unbezahlte Überstunden und für Urlaub der Fotografengehilfen einsetzte. Als Rädelsführer suspekt, wurde Ohler auf Veranlassung

der Andersen'schen Firmenleitung 1924 entlassen. Bei den Fotografen in Stuttgart fand der 41-Jährige daraufhin keine Arbeit mehr. So ging er nochmals nach Magdeburg zum Fotoatelier Pieperhoff & Fendius, das auf Portraitfotos, aber auch Reproduktionen und Vergrößerungen ausgelegt war.⁹

Aus Heimweh kehrte er nach weniger als einem Jahr nach Stuttgart und zu seiner Frau Anna Katharina, geborene Buyer zurück, mit der er seit 1910 verheiratet war. Das Paar, dessen Ehe kinderlos blieb, lebte in dem klassizistischen, heute als Kulturdenkmal ausgewiesenen Mietshaus Hauptstätter Str. 61 in Ecklage zur Sophienstraße, wo Anna Ohler auch eine Puppenklinik und -handlung führte.¹⁰ Ohler fand bei der Filiale der Firma Andersen wieder eine Anstellung, stieg hier zum Geschäftsführer auf, zerstritt sich aber nach dem Tod des Inhabers Paul Günther mit dessen Erben. Um 1925 wechselte er daher in das Atelier Friedrich Brandseph in Stuttgart über, wo er wieder als Geschäftsführer tätig war.¹¹

1926 ergriff der 43-jährige Ohler die Gelegenheit und übernahm das Atelier des Fotografen Albert Kurz, das sich unweit seiner Wohnung im 3. Stock des Caféhauses Frank, nachmalig Talmon-Gros (Tübinger Str. 20) in Ecklage ebenfalls zur Sophienstraße befand. Das aus dem 19. Jahrhundert stammende Haus ist erhalten, jedoch mit in der Nachkriegszeit geglätteten Fassaden. Als nun Selbstständiger trat er in die 1921 gegründete Photographen-Innung Stuttgart ein, in der er zum Vorstandsmitglied aufstieg. Als angestellter Fotograf hatte Ohler vorwiegend Portraitfotos im Namen des Fotostudio-Inhabers aufgenommen. Nun aber werden Ohlers Arbeiten als selbstständiger Fotograf nachweisbar. Seine Fotos im Stadtarchiv Stuttgart sind durch die ehemaligen Mitarbeiterinnen Hilda Nowak und Lydia Gözl-Lazi zugeschrieben, einige sogar durch Stempel mit seinem Namen und seiner Geschäftsadresse als seine Arbeiten ausgewiesen. Bei seinen veröffentlichten Fotos ist er in den jeweiligen Büchern und Zeitungen meist als Urheber genannt.

Für die Publikation des Fotografen Paul Isenfels (1888–1974) «Getanzte Harmonien», die 1927 in Stuttgart erschien, übernahm Ohler – wie auf der Titelfrückseite zu lesen – die fototechnischen Arbeiten zu den Aufnahmen. Diese zeigen Mitglieder der Tanzschule von Ida Herion (1876–1959), die den Ausdruckstanz lehrte und pflegte, im Park der Villa Weißenburg in Stuttgart.¹² Für die kurz darauf ebenfalls in Stuttgart erschienene Publikation von Max Adolphi und Arno Kettmann «Tanzkunst und Kunsttanz aus der Tanzgruppe Herion Stuttgart» war Ohler – wie auf dem Titelblatt angegeben – Fotograf aller 64 Illustrationen.¹³ Diese entstanden überwiegend im Studio, wenige in einem Park. Sie zeigen vorwiegend Tänzerinnen, in der Mehrzahl in Fantasie-Kostümen, alle in expressiven Haltungen. Ohlers Aufnahmen ähneln denen von Isenfels, sind aber mehr auf die Tanzfigur konzentriert.

Ohler interessierte sich auch für weitere zeitgenössische Tendenzen, so auch für die Architektur des Neuen Bauens. 1927/1928 unterstützte er den jungen, aus Krefeld stammenden und an der Technischen Hochschule Stuttgart ausgebildeten Architekten Konrad W. Schulze bei den Aufnahmen und den Abzügen für die Publikation «Stahl- und Skelettbau» von 1928. Diese widmet sich in Text und Bild u.a. der Montage und Konstruktion des Kaufhauses Schocken in Stuttgart ab 1926. In Schulzes im folgenden Jahr erschienener Publikation «Glas in der Architektur der Gegenwart» stammen vier Aufnahmen des 1928 fertiggestellten Schocken-Baus in Stuttgart von Ohler selbst. Die Vorlage zu einer dieser Abbildungen, das Originalfoto des Kaufhauses bei Tage mit dem gläsernen Treppenhaus im Vordergrund, ist mit seinem Nachlass an das Stadtarchiv Stuttgart gekommen.¹⁴

Unter den von Ohler stammenden Fotos des Kaufhauses Schocken in Schulzes Publikation von 1929 befindet sich auch eine Nachtaufnahme. Diese zeigt das Kaufhaus mit In-



Der Tagblatt-Turm in Stuttgart, erbaut von 1925 bis 1928, Zustand um 1930. Links davon das 1930 der Hochhausfassade angepasste Vorgänger-Verlagshaus.

nenbeleuchtung, die besonders Schaufensterauslage und Treppenhaus wirken lassen. Damit greift Ohler wie andere Avantgarde-Fotografen das Motiv des effektiv belichteten modernen Großstadtbaus auf. Auch der Berliner Fotograf Arthur Köster hatte kurz vor der Eröffnung das Kaufhaus Schocken fotografiert, und zwar im Auftrag und im Beisein von Erich Mendelsohn, dem Berliner Architekten des Baus. Unter dessen Fotos findet sich eine vergleichbare Nachtaufnahme. Dass Ohler sich an Kösters Fotografien orientierte, ist aber unwahrscheinlich. Kösters Fotos wurden damals nämlich lediglich in der Hauszeitung der Schocken KG abgedruckt und erschienen erst 1930 in Mendelsohns Publikation «Das Gesamtschaffen des Architekten».¹⁵

Vom 1925 bis 1928 erbauten ersten Hochhaus in Stuttgart, dem Tagblatt-Turm, einem Bau des Architekten Ernst Otto Osswald, sind drei Aufnahmen Ohlers im Stadtarchiv

Stuttgart vorhanden, die kurz nach Fertigstellung des Baus entstanden sind. Die beiden Tageslichtfotos, von denen eines vom gegenüber stehenden Kaufhaus Schocken aufgenommen sein dürfte, vermitteln ein unverzerrtes Bild des hohen Sichtbetonbaus.¹⁶ Faszinierend ist Ohlers Nachtaufnahme vom Tagblatt-Turm, für die er sicherlich Langzeitbelichtung und Stativ eingesetzt hat. Das regennasse Pflaster, die Straßenbeleuchtung, Lichtspuren der ansonsten nicht auf die Bildplatte gebannten Straßenbahnen und Blitze am Nachthimmel sind die besonderen Effekte in dieser Aufnahme, deren Hauptgegenstand der Tagblatt-Turm mit seiner prägnanten Umrissbeleuchtung ist. Dieses Foto wurde ebenfalls in der in Vorgriff auf das Deutsche Turnfest herausgebrachten sechsten Ausgabe der Fest-Zeitung im Januar 1933 unter dem Titel: «Nächtliches Gewitter über dem Tagblatt-Turmhaus» veröffentlicht. Das Foto diente übrigens auch als Grundlage für die Wiederherstellung der in den 1960er-Jahren entfernten Neonröhren-Beleuchtung des Tagblatt-Turms im Jahr 2005.¹⁷

In der ersten Nummer der Festzeitung, die ein Jahr vor dem eigentlichen Deutschen Turnfest 1933 im Juli 1932 zu erscheinen begann, findet sich eine weitere von Ohlers Nachtaufnahmen, und zwar der Stadt Stuttgart aus südlicher Halbhöhe aufgenommen mit dem Titel «Stuttgart im Licht!». Blickfang dieser Aufnahme, von der Negativ und Originalfoto verschollen sind, ist der Tagblatt-Turm mit seiner weithin sichtbaren Umrissbeleuchtung.¹⁸

Ohler war einer der Stuttgarter Fotografen, die für Aufnahmen moderner Architektur und moderner Einrichtungsgegenstände im Stuttgart der späten 1920er-Jahre hinzugezogen wurden. Auch die damals in Stuttgart tätigen Architekten und Möbeldesigner Heinz und Bodo Rasch wählten als Fotografen für die meisten Illustrationen ihrer um 1928 erschienenen Publikation «Der Stuhl» die Licht-

bildwerkstätte A. Ohler, Stuttgart, wie auf der Rückseite des Titelblatts zu lesen ist.¹⁹ Es handelt sich hierbei um Objektfotos, meist wiedergegeben als Freistellungen von Sitzenden, der zur industriellen Fertigung bestimmten Stühle der Brüder Rasch.

Die Weiterentwicklung der Fotografie war ein offensichtliches Anliegen Ohlers. 1929 fand in Stuttgart in Hallen am Interimstheaterplatz (heute Schlossgarten) die vom Deutschen Werkbund konzipierte Ausstellung «FILM UND FOTO» statt.²⁰ Hier stellte die fotografische Elite der ganzen Welt Reportageaufnahmen, künstlerische Fotos, Fotomontagen und Foto- alias Rayogramme aus. Vertreten waren u. a. Arbeiten von Laszlo Molnoly-Nagy, Man Ray und Hannah Höch. Ohler war laut Aussteller-Verzeichnis mit fünf Fotos vertreten, die u. a. die Titel «Luftballons», «Schneeverwehungen» und «Skiläufer» trugen, leider aber alle verschollen sind.²¹ Auch fand sich das mit seinem Foto montierte Titelbild der Stuhl-Publikation als Beitrag der Rasch-Brüder in der Ausstellung.²²

In der Begleitbroschüre zur Film- und Foto-Ausstellung findet sich zudem eine halbseitige Anzeige der «Werkstätte» Ohler mit einer durchaus künstlerisch angelegten Fotomontage. Diese zeigt u.a. einen Compound-Verschluss, der als Teil einer Spiegelreflex-Großkamera mit Balgen und Objektivstandarte eine gleichmäßige Ausleuchtung und verzerrungsfreie Abbildung auch bewegter Motive ermöglicht.²³ Auch von Ohler stammen die Fotos, die in zwei Ausgaben des Schwäbischen Bilderblatts, einer Sonntagsbeilage des Neuen Tagblatts, von der Ausstellung erschienen. Darunter findet sich eine Aufnahme des im Stil der Neuen Sachlichkeit gestalteten Ausstellungsraums mit Blick auf die Wandaufschrift «WOHIN GEHT DIE FOTOGRAFISCHE ENTWICKLUNG?»²⁴



Modern im Stil der Zeit. Anzeige der Werkstätte Ohler im Begleitbuch zur Internationalen Ausstellung FILM UND FOTO, Stuttgart 1929.



Der Marktplatz in Stuttgart mit Wochenmarkt und Beflaggung zum Deutschen Turnfest 1933.

Aber auch das Altstadtbild Stuttgarts interessierte den Fotografen. Etwa um 1930 dürfte das Foto des Stuttgarter Marktplatzes entstanden sein, das Ohler wahrscheinlich vom Turm der Stiftskirche aufgenommen hat. Es zeigt den Marktplatz mit einigen wenigen von Schirmen geschützten Marktständen und das bis 1901–1905 in Formen der Spätgotik und Deutschen Renaissance von den Architekten Heinrich Jassoy und Johannes Vollmer erbaute damalige Rathaus. Den Marktplatz fotografierte Ohler erneut 1933. Drei Fotos dieser Aktion hütet das Stadtarchiv Stuttgart. Zwei dieser Aufnahmen sind wieder von erhöhter Position aufgenommen, wohl vom Kaufhaus Breuning aus. Sie vermitteln die Stimmung bei Sommersonnenwetter und zeigen den gut besuchten Wochenmarkt mit seinen geringelten Schirmen, dabei die reich beflaggten Häuser am Marktplatz. Die Initialen DT auf der großen Flagge am Rathaus ermöglichen genaue Rückschlüsse auf den Zeitraum der Entstehung. Ohler muss es demnach zwischen dem 22. und 30. Juli 1933 während des 15. Deutschen Turnfests aufgenommen haben. Veröffentlicht wurde seine Aufnahme – allerdings ohne Nennung des Urhebers – in der Turnfest-Illustrierten vom 27. Juli 1933.²⁵

Ebenfalls aus dem Jahr 1933 überliefert ist ein von Ohler aus mehreren Einzelaufnahmen zusammengefügtes Panorama der Königstraße. Wohl vom Flachdach des 1926–1928 errichteten Mitternachtbaus aufgenommen, vermittelt uns dieses Foto das Vorkriegsbild der Königstraße mit ihrer abwechslungsreichen Bebauung aus dem 18. bis frühen 20. Jahrhundert, darunter im rechten Vordergrund das Warenhaus Hermann Tietz von 1905 mit Mansarddach und turmartigem Aufbau. Die Flagge am Warenhaus mit den Initialen DT gibt auch hier Aufschluss über die Entstehungszeit des Fotos anlässlich des Deutschen Turnfests.

Ohlers Alter ersparte ihm die Teilnahme am Zweiten Weltkrieg als Soldat; er war bei Kriegsausbruch 56 Jahre alt. Auch wurde das Haus mit seinem Atelier in der Tübinger Straße nicht zerstört. Bomben zum Opfer fiel dagegen das Studio seines Halbbruders Willi Moegle. Die beiden bildeten daraufhin in Ohlers Geschäftsräumen von 1944 bis 1950 eine Atelieregemeinschaft.²⁶

Sein Atelier führte er bis 1958 weiter. Ohler arbeitete als Porträt-, Sach-, Werbe- alias Produktfotograf und in den 1920er- und 1930er-Jahren auch als Architekturfotograf, war also Universalist. Seine überlieferten Aufnahmen zeichnen sich durch Präzision und ausgewogenen Bildaufbau aus, seine Tageslichtaufnahmen zudem durch eine gleichmäßig modellierende Belichtung. Seine Fotos sind sachlich, seine Architektur- und Stadtbildaufnahmen, bevorzugt von erhöhten Positionen aufgenommen, oft auch effektiv inszeniert. Seit seiner Selbstständigkeit ab 1926 bildete Arthur Ohler Lehrlinge aus. Dies war ihm auch ohne Meistertitel möglich. Bis zu seinem Ruhestand waren es 32 Lehrlinge, darunter mehrere, die als Fotografen bekannt werden sollten.²⁷ Zu ihnen zählt auch der Sohn seines Freundes Hugo Schmölz, Karl Hugo Schmölz (1917–1986), der ab 1935 bei Ohler in die Lehre ging. Von 1926 bis 1952 war Ohler zudem als Gewerbelehrer an der 1903 gegründeten Graphischen Fachschule in Stuttgart tätig, Vorgängerin der heutigen Hochschule für Medien Stuttgart.

Auch hier bemühte er sich um einheitliche Qualitätsstandards in der Fotografenausbildung. In den Kriegsjahren 1943 und 1944 stieg er zum stellvertretenden Landesmeister in der Photographen-Innung auf, wurde aber, weil nicht in der Partei, auf Veranlassung der NSDAP dieser Funktion enthoben. Nach dem Krieg setzte die Handwerkskammer 1946 im Einvernehmen mit der amerikanischen Militärregierung Ohler als Obermeister der Fotografen-Innung ein. Bis 1963 wurde er in freien Wahlen viermal wiedergewählt. In dieser Funktion wehrte er sich 1948 in einem offenen Brief gegen Vorwürfe des Stuttgarter Fotografen Adolf Lazi an die Adresse der Innung. Darin begrüßte er zwar Lazi's Bestreben, die Leistungen der Fotografen aus dem technischen und künstlerischen Tief zu holen, verteidigte aber die selbstständigen Fotografen, die auch ohne den erst 1935 erforderlichen Meistertitel hervorragende Leistungen erbrachten. Zudem stellte er



Der Schillerplatz in Stuttgart vor 1933. Im linken Mittelgrund das Eckgebäude des Gasthauses zum König von England mit Gefüge aus dem 16. Jahrhundert, zerstört bei einem Bombenangriff 1944.

sich vor jene Kollegen, die zeitbedingt unter primitivsten Bedingungen arbeiteten und sich mit preiswerten Passfotos über Wasser hielten und auch Fotos nach dem Publikums geschmack anfertigten: Die Berufsphotographie ist (...) nicht nur eine Angelegenheit finanziell gutgestellter Geschäftskreise, sondern sie gehört auch dem Volk, also dem Arbeiter, Angestellten, Bauern usw.»²⁸

1955 und 1957 organisierte Ohler gemeinsam mit dem Landesgewerbeamt in Stuttgart als Leistungsschauen der Berufsphotografen in der Bundesrepublik die Ausstellungen «photo 55», diese zeitgleich mit dem «Deutschen Photographentag», und «photo 57». Die Ausstellung von 1957 wanderte anschließend durch ganz Westdeutschland. Weitere Fotografie-Ausstellungen 1961 und 1964 in Stuttgart gingen ebenfalls auf seine Initiative zurück.

Anfang 1958 übergab der 75-jährige Ohler sein Atelier in der Tübinger Straße an seinen Mitarbeiter Heinz Müller, der 1945 als Lehrling in die Ateliergemeinschaft Ohler-Moegle eingetreten war und fortan das Studio unter seinem eigenen Namen weiterführte.²⁹ Für seine Leistung bei der Verbesserung der Fotografen-Ausbildung erhielt er 1960 das Bundesverdienstkreuz. Posthum würdigte am 3. Mai 1996 der damalige Landesinnungsmeister Horst Benz anlässlich der Feier des 75-jährigen Bestehens der Fotografen-Innung in Stuttgart auch Ohlers Fähigkeit, Kollegen zu Veranstaltungen, wie etwa Ausstellungen, zu motivieren und damit die Bedeutung von Fotografie öffentlich zu vermitteln.³⁰

Am 17. Januar 1973 starb Ohler kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres in Stuttgart, sieben Jahre nach seiner Frau. Einen Teil des Archivs – außer 250 überwiegenden Produktfotos der 1920/30er Jahre – verkaufte Müllers Sohn

Thomas 1999 an einen unbekanntem Sammler. Allerdings hatte Ohlers ehemalige Mitarbeiterin Nowak 157 Vorkriegsfotos des Studios Ohlers in ihren Besitz bekommen und diesen Nachlass 2006 dem Stadtarchiv Stuttgart übereignet. 2015 kam eine Schenkung der ehemaligen Mitarbeiterin Gölz-Lazi mit Fotos vom Alltag und von Festen im Atelier Ohler dazu.

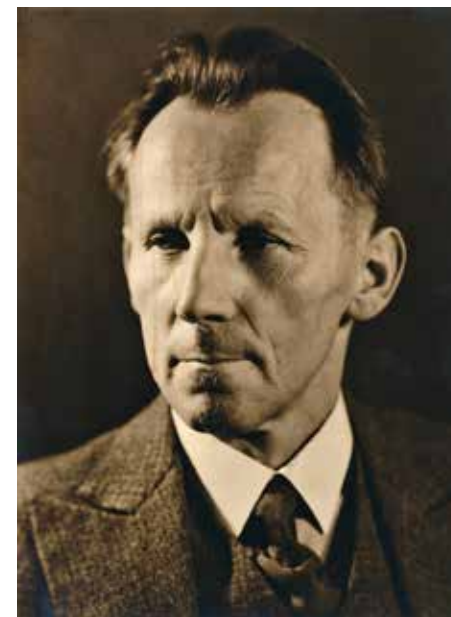
Die Fotos aus dem Archiv des 2018 verstorbenen Thomas Müller hat das Stadtarchiv kürzlich übereignet bekommen, daher sind sie noch nicht archiviert.³¹ Sehr zu hoffen ist, dass Ohlers weiterer verschollener fotografischer Nachlass ebenfalls einem Archiv übereignet oder zur Digitalisierung übermittelt und damit Interessierten zur Einsicht bereitgestellt wird. Dieser noch ausstehende Teil des Nachlasses dürfte auch Fotoarbeiten von Ohler enthalten, die der Öffentlichkeit noch mehr vom ehemaligen Aussehen Stuttgarts und vom Können eines bedeutenden Stuttgarter Fotografen vermitteln.



Arthur Ohler, links mit Studiolampe, und Mitarbeiter bei Aufnahmen im Atelier des Kunstmalers August Köhler. Lydia Gölz-Lazi, in Rückensicht, hält wohl eine Rolleikamera mit Aufsichtsucher. Stuttgart, 1950er-Jahre.



Stuttgarts Königstraße 1933. Aus Einzelaufnahmen zusammengesetztes Panorama, vermutlich vom 1928 fertiggestellten Mittnacht-Bau, Königstraße 46, aus aufgenommen; im mittleren Vordergrund das Kaufhaus Tietz.



Arthur Ohler in den 1930er-Jahren.

Literatur mit Quellencharakter

Heike van der Horst: Vorwort zu Bestand 2278 = Schenkung Hilda und Werner Nowak/ Nachlass Arthur Ohler, Stand 2018. <https://stadtarchiv-stuttgart.findbuch.net> Erhalt und Verlust – Die Nachlässe der Fotografen Ohler, Windstoßer, Seufert. Leporello zur Ausstellung im Stadtarchiv

Anmerkungen

- 1 Judith Breuer: Verloren, aber nicht vergessen: das Kaufhaus Schocken in Stuttgart. Ein Nachruf im Jubiläumsjahr des Bauhauses. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jahrgang 48, 2019, S. 147ff.
- 2 Arthur Ohler, Rede zur 25Jahrfeier seines Geschäfts, in: Stadtarchiv Stuttgart – Bestand 2278 = Schenkung Hilda u. Werner Nowak / Nachlass Arthur Ohler – Einheit 2a.
- 3 Stadtarchiv Stuttgart – Geburtsregister Nr. 650 vom 26.2.1883.
- 4 Adressbuch Stuttgart von 1884 u. 1885.
- 5 Stadtarchiv Stuttgart – Interview mit Willi Moegle 1981, in: Bestand 1037 = Projekt Zeitgeschichte – Einheit 238.
- 6 Arthur Ohler, Rede (wie Anm. 2).
- 7 Mannheimer Adressbuch 1902; Roswitha Neu-Kock: Schmölz, Hugo. In: Neue Deutsche Biographie Band 23, Berlin 2007, S. 259.
- 8 Staatsarchiv Ludwigsburg – Bestand F215, Bü 143 u. 283. Köln gehörte damals in Nachwirkung des 1. Weltkriegs zur französisch besetzten Zone. Daher war zur Einreise ein Pass erforderlich.
- 9 Arthur Ohler, Rede (wie Anm. 2); Magdeburger Adressbuch 1920.
- 10 Adressbuch Stuttgart von 1925 u. 1926.
- 11 Arthur Ohler, Rede (wie Anm. 2).
- 12 Klaus Steinke: Teehaus, Tanz und Berg der Wahrheit. Zeitreisen rund um die Stuttgarter Weissenburg, Tübingen 2018, S. 145 u. 187.
- 13 Max Adolphi und Arno Kettmann: Tanzkunst und Kunstanstanz aus der Tanzgruppe Herion Stuttgart, Stuttgart o.J. (ca. 1928).
- 14 Konrad W. Schulze: Glas in der Architektur der Gegenwart, Stuttgart 1929, S. 30–33, Abb. 22, 24–26; Breuer: Verloren, aber nicht vergessen (wie Anm. 1), S. 147–149, 150 Abb. 6, 204.
- 15 Erich Mendelsohn: Das Gesamtschaffen des Architekten, Berlin 1930; Simone Förster: Masse braucht Licht. Arthur Kösters Fotografien der Bauten von Erich Mendelsohn, Berlin (Dissertation) 2008, S. 142.
- 16 Fest-Zeitung 15. Deutsches Turnfest Stuttgart Nr. 2 von August 1932, S. 61, in: Stadtarchiv Stuttgart, Bestand 1042 TV Cannstatt 1846 e.V., Einheit 590.
- 17 Fest-Zeitung 15. Deutsches Turnfest... Nr. 6 von Januar 1933, S. 179, in: s. Anm. 16.
- 18 Fest-Zeitung 15. Deutsches Turnfest Stuttgart 1933 Nr. 1 von Juli 1932, S. 26, in: s. Anm. 16.
- 19 Heinz und Bodo Rasch: Der Stuhl, Stuttgart o.J. (ca. 1928).
- 20 Ulrich Hägele: «Film und Foto» – die Ausstellung des Deutschen Werkbundes 1929 in Stuttgart. In: Schwäbische Heimat, Jahrgang 70, 2019, S. 437–442; Internationale Ausstellung des Deutschen Werkbunds Film und Foto Stuttgart 1929, Stuttgart 1929; Film und Foto der zwanziger Jahre. Eine Betrachtung der Internationalen Werkbundaussstellung «Film und Foto» 1929. Hrsg. von Ute Eskildsen und Jan-Christopher Horak, Stuttgart 1979.
- 21 Internationale Ausstellung des Deutschen Werkbunds Film und Foto Stuttgart 1929, Stuttgart 1929, S. 71.
- 22 Ebda., S. 72; Film und Foto der zwanziger Jahre 1929, S. 154, Abb. 206.
- 23 Internationale Ausstellung des Deutschen Werkbunds Film und Foto Stuttgart 1929, Stuttgart 1929, S. 48d.
- 24 Schwäbisches Bilderblatt = Sonntagsbeilage zum Neuen Tagblatt Nr. 22 vom 31.05.1929 u. Nr. 23 vom 07.06.1929; Ulrich Hägele: «Film und Foto» (wie Anm. 20), S. 437 u. 438.
- 25 Turnfest-Illustrierte Nr. 4 vom 27. Juli 1933, S. 9, in: s. Anm. 16.
- 26 Adressbuch Stuttgart 1950; Die Sachaufnahme. Willi Moegle. Begleitbroschüre zur Ausstellung in Fotografischer Sammlung des Museums Folkwang, Essen, vom 15. Februar bis 22. April 1985, S. 36f; Gerda Breuer: Willi Moegle. Die Sachfotografie, Ostfildern 2004, S. 185.
- 27 Ein Leben für die Fotografie. In: Stuttgarter Zeitung vom 22.02.1958.
- 28 Arthur Ohler: Offener Brief: Wer hat die Initiative ergriffen? In: Photo-Presse vom 15. Mai 1948.
- 29 Adressbuch Stuttgart von 1961.
- 30 Horst Benz: Manuskript der Ansprache zur 75-Jahrfeier der Fotografen-Innung am 3. Mai 1996, in: Stadtarchiv Stuttgart, Bestand 2278, Einheit 9.
- 31 Auskunft von Heike van der Horst, Stadtarchiv Stuttgart, vom 10.01.2020.



Sebastian Stoskopff: Stilleben mit Korbflasche, um 1630–1635

Museum im Blick

Museum Brot und Kunst Forum Welternährung Ulm

Thomas Knubben

Museum im Blick

Was macht ein gutes Museum aus? Eine qualitativolle Sammlung, ein originelles Konzept, eine überzeugende Gestaltung, engagierte und geschickte Vermittlung und elementare, an den Bedürfnissen der Besucher*innen orientierte Serviceangebote gehören auf jeden Fall dazu. Die Schwäbische Heimat stellt in ihrer Serie Museums-Check Häuser vor, die diesen Anforderungen gerecht werden oder sich zumindest darum bemühen. Besonders im Blick dabei: Museen, die in letzter Zeit eröffnet wurden oder jüngst einen Wandlungsprozess durchlaufen haben, der dazu einlädt, sie wieder neu zu entdecken.

Was haben der Antoniterorden und ein LSD-Trip gemein? Wie kann der Hunger in der Welt bekämpft werden? Was will Jan Breughel mit seinem *Sommer*-Bild sagen? Es ist ein imposantes Spektrum von Fragen, denen das Ende 2019 eröffnete *Museum Brot und Kunst* in Ulm, das sich vom vormaligen *Ulmer Brotmuseum* zum *Forum Welternährung* gemausert hat, nachgeht. Schon die Doppelbezeichnung *Museum* und *Forum* deutet an, dass es sich hier um ein zwitterhaftes Novum handelt, nämlich die Verbindung traditioneller Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungsaufgaben mit diskursiven und experimentellen Ansätzen, wie sie einem Science Center eigen sind.

Der Eindruck bestätigt sich beim Gang durch den um 1592 errichteten Salzstadel in der Ulmer Altstadt, wo die von der Familie Eiselen zusammengetragene, in eine Stiftung überführte Sammlung seit 30 Jahren ihr Zuhause und nun eine neue, zeitgemäße Aufbereitung gefunden hat. Auf vier Etagen des ehemaligen Kornhauses, das später auch als Salzlager genutzt wurde, entfaltet sich eine umfassende – technische, soziale, politische und künstlerische Aspekte beleuchtende – Geschichte der Ernährung rund um das Brot.

Der Auftakt in der ersten Etage wirkt unspektakulär. Kein großes Entree, keine gewaltige Inszenierung, kein grell strahlendes Objekt. Stattdessen ein kleines Stilleben des Straßburger Malers Sebastian Stoskopff (1597–1657) mit Korbflasche, Rotweinglas und verlockendem Brotlaib. Es ist der perfekte Einstieg. Denn das vorzüglich gemalte Bild vermittelt beides – das meisterhaft beherrschte Handwerk von Maler wie Bäcker, die im besten Fall aus wenigen Rohstoffen ein perfektes Stück herzustellen wissen, und die transzendental-gesellschaftlichen Bezüge, die im Sujet von Brot und Wein auf die christliche Abendmahlsgemeinschaft und ihre Verankerung zwischen Himmel und Erde verweisen.

Von diesem Urmotiv aus bietet das Museum in zwei Rundgängen auf zwei Stockwerken in Gestalt von 19 Themeninseln vielfältige Perspektiven auf das Megathema Ernährung – von den ältesten, vor 14.000 Jahren gebackenen Broten, deren Reste im heutigen Jordanien gefunden wurden, bis hin zu einer eigens für das Museum geschaffenen Installation der Künstlerin Silke Schwarz. Sie fügte in einer Audiocollage, hart geschnitten und berührend zugleich, Statements von Künstlern, Wissenschaftlern und Politikern zum Elend des Hungers in der Welt zusammen.

Gerade in diesem beherzten, die Grenzen zwischen Kunst und Alltagskultur überwindenden, Geschichtsbetrachtung



Pieter Breughel d.J.: Der Sommer, um 1600

Aktuelles Kulturleben



Salvador Dalí: Retrospektive Frauenbüste, 1933/1977

und Zukunftsperspektive verbindenden Zugriff zeigt sich der besondere Ansatz dieses Hauses. Und er ist überzeugend gelöst, da er allen Themen und allen Medien ihren Raum lässt. So bekommen die Kunstwerke ihren solitären Auftritt auf weißen Wänden, die als Kabinett in die Mitte der Räume gestellt sind, während sich drum herum die Themeninseln aus Objekten, Fotos und Grafiken, sorgsam arrangiert und sinnvoll kommentiert, gruppieren. Dazwischen aber ergeben sich, ohne dass man explizit darauf hinweisen muss, vielfältige inhaltliche und visuelle Verbindungslinien zwischen alter und neuer Kunst, zwischen Kunst und Geschichte, Kultur und Gesellschaft. Dann etwa, wenn neben das prachtvolle, um 1605 entstandene Gemälde *Der reiche Mann und der arme Lazarus* von Frans Francken mit seiner von allerhand Köstlichkeiten überladenen Tafel ein Gedeckter Tisch aus der *Sevilla*-Serie von Daniel Spoerri von 1991 gehängt wird und so spielerisch das Grundthema der Gastlichkeit durchdekliniert wird. Oder wenn das *Blue Bread* von Man Ray, ein mit zahlreichen Referenzen aufgeladenes blaues Stangenbrotobjekt, durch Dalis ebenso anspielungsreiche *Retrospektive Frauenbüste* mit ihrem auf dem Kopf balancierenden Baguette konterkariert wird. Manchmal haben sich die Gestalter*innen auch ein Späßchen erlaubt, wenn beispielsweise zwischen einem monumentalen Ährenbild von Markus Lüpertz und der Installation von Kornhäusern das kleine schwarze Multiple einer Maus von Katharina Fritsch platziert wird. Die Kunst tritt so in einen die Epochen und Stile überwinden-

den Dialog mit sich selbst und wird zugleich in den Kontext ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen gesetzt. Viel zu entdecken, viel zu lernen

Es gibt viel zu sehen und viel zu lernen in diesem Forum Welternährung. Das erste Stockwerk widmet sich vornehmlich der Kulturgeschichte des Brotes, seiner Rohstoffe und deren immer geschickteren Verarbeitung. Es fängt an mit einer knappen Vorstellung der gängigen, teilweise auch erst jüngst wiederentdeckten und -genutzten Getreidesorten wie Einkorn oder Emmer und wie sie nach und nach die Welt eroberten. Dass es überhaupt Brotgetreide gibt, ist eines der Wunder der Evolution, das sich entgegen allen biologischen Wahrscheinlichkeiten ereignete und dem Menschen die Sesshaftigkeit mit allen ihren zivilisatorischen Folgewirkungen erst ermöglichte. Denn dafür musste es in den letzten 300.000 Jahren mehrfach zu wilden Kreuzungen unterschiedlicher Arten kommen, von denen der Mensch dann profitierte.

Wie Natur und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst einander durchdringen, wird beispielhaft am Phänomen des Mutterkorns aufgezeigt. Mutterkorn ist ein hoch giftiger Pilz, der den Roggen befällt und an dessen Ähren ein schwarzes Korn bildet. Gelangt es in den Körper löst das

Mutterkorn Wahnvorstellungen und höllische Schmerzen, das sogenannte Antoniusfeuer, aus. Die Menschen glaubten, am lebendigen Leib zu verbrennen. Seit dem 11. Jahrhundert nahm sich der nach dem heiligen Antonius benannte Antoniterorden dieser Kranken an und pflegte sie in seinen Spitälern mit Hilfe von kräftigendem Weizenbrot und Wein, der mit Heilkräutern versetzt war. Seit dem 16. Jahrhundert wurde das Mutterkorn wohl dosiert von Hebammen auch als Arznei in der Geburtshilfe eingesetzt, weil es zu Kontraktionen der Gebärmutter, daher der Name, führte. Die systematische Analyse führte den Schweizer Chemiker Albert Hofmann 1943 schließlich zur Entdeckung des aus dem Mutterkorn isolierten LSD, das als Psychopharmakum und bewusstseinsweiternde Droge alsbald Karriere machte. Diese ebenso komplexe wie faszinierende Geschichte wird in einer Hörstation, die sich um den nachgebildeten Dachreiter eines Antoniterspitals gruppiert, plastisch geschildert. Auf der Spitze des kleinen Turms aber sitzt ein in Bronze gegossener kleiner Rabe mit einem Stück Brot im Schnabel. Er verspricht Rettung.

Im zweiten Stockwerk wird der Blickwinkel von der vornehmlich auf Europa gerichteten Brotkultur auf globale Perspektiven ausgeweitet. Den Einstieg bietet hier der zuletzt viel beschriebene Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora im Frühjahr 1815 mit seinen weltweiten Folgen. Er steht, auch wenn es die Zeitgenossen nicht erkennen konnten, für die globalen Interdependenzen von Wetterereignissen und Klimaveränderungen, Nahrungsmittelversorgung und Hungersnöten, demographischen Verschiebungen und ökonomischen Reaktionen. Gerade in Württemberg hat das Hungerjahr, das auf den Vulkanausbruch folgte, eine bemerkenswerte Modernisierung des Staatsverständnisses bewirkt und zahlreiche bis heute wirkenden Einrichtungen wie die Landessparkasse, das Königin-Katharina-Stift und die Landwirtschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt, die spätere Universität Hohenheim, hervorgebracht.

Welche Sprengkräfte in diesem Modernisierungsprozess des 19. Jahrhunderts am Werk waren, bringt das Museum prägnant auf den Punkt: Mit der Eisenbahn explodierte die Geschwindigkeit, mit dem Kunstdünger der Ertrag, mit der Marktwirtschaft der Konsum. Eindrücklich werden in einem Modell die beiden radikal entgegengesetzten Lebensmaximen der Kreislaufwirtschaft der vorindustriellen Zeit und des Wachstumsprinzips des industriellen Zeitalters entfaltet. Dabei sollte jedem klar werden, dass die ewig heranwogende Welle des exponentiellen Wachstums und Ressourcenverbrauchs mit gleicher Entschlossenheit gebrochen werden muss wie die aktuelle Corona-Pandemie. Das unterstreichen die in einem Infodesk aufbereiteten Weltkarten zu Bevölkerungswachstum, Lebensmittelproduktion, Ernährungssituation, Energieverbrauch und Wasserstress im internationalen Vergleich. Die großen Tendenzen dürften vielen Besuchern bekannt sein, hier werden sie aber auf gesicherter Datenbasis schonungslos vor Augen geführt.



Medieninstallation „Antoniusfeuer“



Die Medieninstallation „Die Zukunft der Ernährung“ gibt unterschiedlichen Positionen der Ernährungsdebatte Raum und zeigt auf, wo die Probleme, aber auch mögliche Lösungen liegen.

Von diesen Analysen führt gedanklich und auch real ein direkter Weg ins Dachgeschoss, wo die Zukunft der Ernährung in einer Videodebatte verhandelt wird. Auf einem Dutzend Monitore, die in einem Kreis rund um eine Gruppe Ulmer Hocker gruppiert sind, werden in einem virtuellen Dialog von Expert*innen aus aller Welt die großen Fragen diskutiert: Wie funktioniert der Weltmarkt der Ernährung? Welche Chance haben die kleinen Bauern gegen die große Industrie? Bietet die Gentechnik eine Lösung oder ist sie das Böse schlechthin? Wie sieht es in Afrika, dem Hotspot der aktuellen Entwicklungen, im Jahr 2063 aus und ist eine konviviale Zukunft der Menschheit, eine gemeinsame, auf die faire Nutzung der vorhandenen Ressourcen bedachte Gestaltung des Lebens denkbar? Es sind klug geschnittene Interviewsequenzen, die das jeweilige Thema multiperspektivisch und kurzweilig entfalten. Die Menükarte ist aufgeschlagen, der Gast muss nun entscheiden, was er daraus wählen will und muss.

Besucherservice großgeschrieben

Dem Museum Brot und Kunst gelingt es mit seiner Neukonzeption, die von der Museumsdirektorin Isabel Greschat und ihrem Team zusammen mit dem Stuttgarter Architekturbüro Space 4 gestaltet wurde, den Spagat zwischen der Fülle an Botschaften und der begrenzten Aufnahmekapazität bei den Besucher*innen geschickt zu bewältigen. Dazu verhilft die klare Strukturierung in Themeninseln mit knappen, deutsch und englisch verfassten Texttafeln ebenso wie eine Audioguide, der kostenlos ausgegeben wird. Überhaupt ist der Besucherservice hoch entwickelt, wie schon der Blick auf die wohlgeordnete und informative Webseite ausweist und das zur Wiedereröffnung herausgegebene handliche Katalogbuch unterstreicht. Außerdem laden eine Backstube und ein Werkraum zu vielfältigen Experimenten ein, die in reger Kooperation mit Schulen und

Künstler*innen vor Ort unternommen werden. Und wo findet man ein Museum, das an sieben Tagen in der Woche geöffnet ist?

Ein Haus also, in dem alles stimmt? Fast alles. Denn hie und da erkennt man in dem Gebäude noch Spuren früherer Um- und Einbauten wie etwa im Treppenhaus aus den 1980er-Jahren, die man heute als rustikal und etwas altbacken wahrnimmt. Das ist jedoch nicht schlimm, denn der Salzstadel hat im Laufe seiner 500jährigen Geschichte manche Intervention erlebt und darf dies als erstes und größtes Exponat des Museums durchaus zeigen. Alles andere wäre geschmacklerisch.

In einem Satz: Ein Museum wie ein sorgsam gebackenes Brot – beste Zutaten, einladende Kruste, saftige Krume, wohl geformt.



Museum Brot und Kunst Forum Welternährung. Salzstadelgasse 10, 89073 Ulm. Telefon 0731 699 55. <https://museumbrotundkunst.de/>

Die aktuelle Ausstellung von Sonja Alhäuser »Cupido. Zeichnungen, Skulpturen und Gebäck« ist bis zum 16. Mai zu sehen. Zwischen dem 28. April und dem 25. Juli laufen die »Kultursaaten-Projekte« mit Künstler*innen verschiedenster Sparten aus der Region Ulm gemeinsam mit Laien.

Literatur

Hermann Eiselen (Hrsg.): Brotkultur, Köln 1995. Isabel Greschat (Hrsg.): Museum Brot und Kunst, Forum Welternährung, Ulm und Berlin 2020.

Der Autor

Prof. Dr. Thomas Knubben lehrt Kulturwissenschaft und Kulturmanagement an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Seine Veröffentlichungen bewegen sich im Spannungsfeld von Kulturgeschichte, Kunst und Kulturmanagement. Zuletzt ist seine Essaysammlung »Kunst + Leben« im Verlag Klöpfer, Narr, Tübingen 2020, erschienen.



Schäbige Heimat – Punk im Ländle

von Simon Steiner

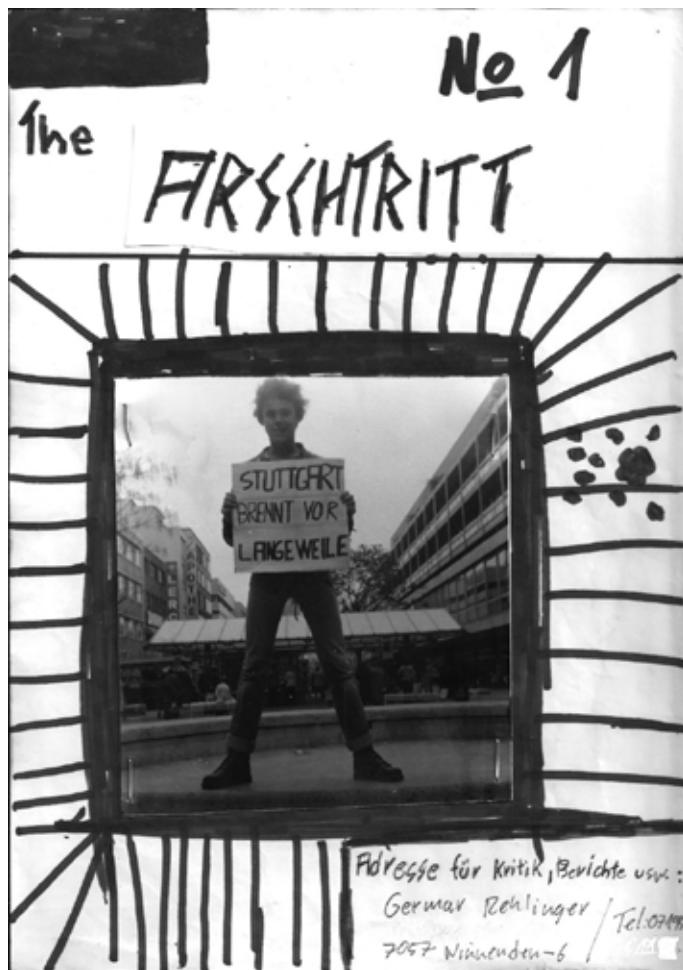
Die CD Kaputt-gart1 von 2017 zeigt heimatliche Symbole, den Fernsehturm, das Stuttgarter Rössle und den Mercedes-Stern auf selbst besprühtem und getackertem Karton. Auf der Vorderseite des Booklets ist ein einsamer Mensch zwischen Betonklötzen, auf der Rückseite das zerbombte Stuttgart zu sehen. Unbehaglich! Aber auch ungewöhnlich: Obwohl immer von Stuttgart/Kaputtgart die Rede ist, kommen viele Musiker und Bands nicht aus Stuttgart, sondern aus dem Umland. Proben finden inzwischen eher auswärts statt, da existieren noch Nischen. Punk-Musiker Chris der Berg kommt aus einem Kaff bei Schwäbisch Hall. Er spielt in Stuttgart bei der HELMUT COOL BAND. Er bestätigt: Die meisten Punk-Musiker, die ich hier kenne, kommen ursprünglich nicht aus Stuttgart, sondern dem Umland oder der Provinz und viele müssen auswärts proben.²

Ruhm und Ehre. Das Jugendzentrum Winnenden war die Keimzelle des frühen württembergischen Punks. Die Lausbuben-Band NORMAHL wollte berühmt werden. Ehrgeizige Schallplatten waren nach Kassetten der nächste Schritt in die große weite Welt. NORMAHL haben es geschafft! Schallplatte «Verarschung total», Mülleimer Records, Böblingen, 1981.

Ende der 1970er-Jahre schwappte die Punk-Welle aus England nach Baden-Württemberg. In England war Punk eine Antwort auf 30 % Jugend-Arbeitslosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die in dem Slogan NO FUTURE mündete. Die musikalische Parole lautete: Lerne drei Akkorde und gründe eine Band! Der Dilettantismus, sich einfach ohne großes Können auszuprobieren und auf die Bühne zu wagen, war demokratisch und die Errungenschaft. Bis zum Ende der heißen Punk-Ära 1983 entstanden im Ballungsraum Stuttgart ca. 170 Bands, 37 Langspielplatten, ca. 120 Kassetten der sogenannten Kassettentäter und zahlreiche Fanmaga-

zine, wilde Fanzines.³ Bemerkenswert: Bevor es in Stuttgart um 1980/81 in den kommerziellen Clubs EXIL, Tangente und der Mausefalle so richtig losging, brach das Punk-Fieber bereits in Jugendhäusern und Jugendzentren des Umlandes aus. Über die Hälfte aller Bands des Doppelalbums STUTTGART BRENNT VOR LANGEWEILE, 4 das 2017 verschiedene Tracks der frühen Punkszene wieder auflegte, kommt aus dem Umland von Stuttgart. 23 der 44 Bands kamen aus Reutlingen/ Tübingen und die bekannteste Punkband, NORMAHL, aus Winnenden. Die erste Punk-EP erschien 1980 von der Reutlinger Gruppe NAME.⁵ Auf dem SCHWABESÄKEL-Sampler,⁶ live aufgenommen in der Mausefalle Stuttgart, sind neben Stuttgarter Bands auch Punk- und New-Wave-Gruppen aus dem Umland vertreten: Die Tübinger FAMILIE HESSELBACH, aus Reutlingen zogen der Musiker und g.a.w. nach Stuttgart, aus Herrenberg kamen FRAUEN UND TECHNIK. Im Publikum standen mehr Neigschmecke als Stuttgarter. In Esslingen und Reutlingen gab es die Plattenlädle, in Tübingen Rimpö, da kaufte man nicht nur Schallplatten, sondern traf auch Gleichgesinnte zum Fachsimpeln und Quatschen und legte seine Fanzines und Kassetten aus. Im Schallplattenladen Rockateen in Böblingen gab's Punk- und New-Wave-Scheiben oder direkt im Kinderzimmer von Thomas Ziegler. Er besaß sogar ein eigenes Label, MÜLLEIMER RECORDS, und war Herausgeber des Fanzines DER AKTUELLE MÜLLEIMER, dem eine Anleitung zum Basteln einer Kotztüte⁷ beilag. Fanzines schreiben doch die intellektuellen Großstädter und Künstler-Punks, denkt man. Aber: Aus Tübingen kamen DIE (H) EILIGE SCHRIFT, monokult und KEINE BLUMEN, aus Böblingen ABSURD, aus Wildberg das MODE MAGAZIN, aus Kirchheim 50 BLATT UNLINIERT, aus Reutlingen SAUNDS, aus Plochingen 1 MILLION, aus Pforzheim DAS WIDERSTANDSNEST und aus Weil im Schönbuch die KZ RUNDSCHAU.

Zwischen 1980 und 1983 bildete sich ein geografisches Dreieck der sogenannten Kassettentäter. Experimentierfreudige Punk und New-Wave Musiker aus dem Nord-schwarzwald, aus Pforzheim und Reutlingen/Tübingen vernetzten sich entspannt per Post, Telefon und auf Treffs. Sie gründeten eigene Labels und Distributionsformen. Die Kassetten wurden untereinander getauscht, verschickt oder auf Konzerten verkauft. So entstand auch eine gewisse Nähe. Viele Kassettentäter waren gleichzeitig Fanzine-Macher. Für Werbung war gesorgt. Die Labels der Kassettentäter nannten sich INFAM, bubu-Musikverbreitung, Sklavenschädel/Sandmann und INTOLERANZ. Auf Kassetten wurde die eigene Musik aufgenommen, oft im Ping-Pong-Verfahren: Gesang und teils selbst gebastelte Instrumente sowie Effekt-Geräte wurden zwischen zwei Kassettenrekordern hin und her gespielt und aufgezeichnet. Aus Altensteig kamen die genialen Brüder Schaible. Sie nannten sich Co-Mix. Aus Nagold kamen die Brüder Hofmann. Der erst 15-jährige Andi nannte sich in Anspielung auf die sowjetische Fußballmannschaft ZSKA Moskau Z.S.K.A. und Armin gründete sein eigenes Label: EXTREM-



Stuttgart brennt vor Langeweile? In Stuttgart war tote Hose, die ersten Punks kamen aus Winnenden. Lars Besa von der Winnender Band NORMAHL provoziert auf der Stuttgarter Königstraße: Titelblatt des wilden Fanzines (Punk-Magazines) THE ARSCHTRITT, hrsg. v. Germar Rehlinger, Nr. 1, Winnenden 1979.



Die Kassettentäter. Die Kasette war das Medium der frühen Punk-Phase. Stress mit der «Bullizei» gehörte zum Alltag von Punks. Die aufgeführten Bands kamen aus der Punk-Hochburg Pforzheim. Ein loser Verbund zwischen dem Nord-schwarzwald, Tübingen/Reutlingen und Pforzheim bildete ein Kasset-täter-Dreieck. Plakat, Gasche-Grafik, Pforzheim. 1981.



Grusel-Punk! Derb, schnell und hart. Kassetten-Cover der Punk-band ABC aus Reutlingen/Tübingen, 1981. Lichtenstein bei Reutlingen wurde zum gruseligem Leichenstein. ABC war der Vorläufer der Band FAMILIE HESSEL-BACH. Kasette C 60, ohne Label, Gestaltung: Ulrich Röhlinger.

MIST, das noch heute als X-MIST existiert. Aus Pforzheim kamen die Brüder Schmidbauer. Eine eigene Schallplatte zu machen, war das nächste große Ding, selbstverständlich auch für die Kassettentäter. Sauberle!

Kassetten für die Ewigkeit und Juwelen für Sammler sind: V.A. – Kassettentäter 18 und Kassettentäter 2, Die bestialis-chen Seeligkeiten der Kassettentäter9 aus Pforzheim und aus Tübingen drei Kassetten-Sampler: laut – ein Sampler aus Südwest,10 Jeden Morgen jeden Tag11 und Tübingen – eine nostalgische Anthologie.12 Die zweite Generation ab 1984: Als 1983 im Stuttgarter Kessel die Clubs starben, verlagerte sich das Geschehen in die Peripherie, in Clubs und die kleinen Jugendhäuser und Jugendzentren. Hoch-burgen der Punk-Szene mit Live-Musik waren das Krokodil in Böblingen, die Villa Roller in Waiblingen, die auch Übungsräume und ein kleines Studio beherbergte, der Sindelfinger Pavillon, der Hammerschlag in Schorndorf, in Göppingen die Remise, der Maikäfer und das Haus der Jugend, das Nagolder Jugendhaus, das Konzerthaus Heidenheim, in Schwäbisch Gmünd das Spaßhaus, ein selbst ver-waltetes Jugendhaus, und in Geislingen die Rätschenmühle. Auf irgendeinem Schulhofparkplatz auf der Schwäbischen Alb fand ein Open-Air-Konzert statt oder auf einem Grill-platz mitten im Wald spielten zwei Bands, deren Strom von einem Dieselgenerator erzeugt wurde, um sich kurz da-nach wieder aus dem Staub zu machen.13

Was stank zum Himmel? Was nervte? Was waren die Gründe für das Aufbegehren? Punk wucherte im Under-ground, in Kaputtgart, aber insbesondere im Ländle. In den Provinzkäffern und Kleinstädten war es sicherlich noch langweiliger und aussichtsloser als in Stuttgart. Das Ende der Welt. Tote Hose. Für nicht wenige Landeier war deshalb Punk genau das Richtige, um der Langeweile kre-ativ zu begegnen. Punk breitete sich aus und überwand alle Grenzen. In Fernseh- und Radiosendungen sowie Zeitschriften geisterte das Gespenst der dreckigen, neuen Jugendkultur. Die ersten und auch die meisten Punks tob-ten hier und da, verstreut oder überall. Das Wurzelge-flecht durchzog dezentral alle Regionen, die ganze Pro-vinz, den kompletten Ballungsraum, Kleinstädte und die abgelegensten Käffer des Umlandes. Die Punk-Musiker trafen sich in Proberäumen, auf öffentlichen Plätzen, in Clubs und Jugendzentren und auf Konzerten. Wer von den Eltern das Auto bekam, fuhr mit Freunden quer übers Land, denn in fast jedem Kaff rund um die Schwaben-Metropole war was los.

In vielen Fanzines und Punkmusik-Texten aus dem Um-land lässt sich eine gewisse Weltuntergangsstimmung



Junge Punk-Frauen greifen zu den Instrumenten. Katherina Kat Bornefeld aus Schorndorf war Schlagzeugin der Stuttgarter Punkband LEBLOSE Blicke. Sie spielt seit 1984 bei der Amster-damer Anarcho-Punkband THE EX, lebt jetzt in der Eifel und ist schamanische Heilerin. Foto aus dem Emmaus-Keller in Stuttgart, 1981.

und innere Auseinandersetzung mit Apokalypse, Kaltem Krieg und Militarismus herauslesen. Viele Punks rieben sich an Altnazis und der ‚Bullizei‘, ärgerten die herausge-putzten Popper und laschen Hippies und erklärten Politi-ker wie Franz Josef Strauß und Gerhard Mayer-Vorfelder zu ihren Feindbildern. Alles was Angst machte wurde auf-gegriffen: Drohende Überwachung und Umweltprobleme natürlich auch. Leistungsdenke und Drill ging ihnen auf den Keks, autoritäre Lehrer sowieso. Die Antwort auf die spießbürgerliche, pietistische und biedere Kehrwochen-Gesellschaft lautete: Kotz, rülps, würg. Neben Langeweile war es die Abgeschiedenheit und das Bäuerliche, das vorgegaukelte Glück der Elternhäuser, Konservatismus, sprich Altbackenes und Verkrustetes, und – mein lieber Herr Gesangsverein! – das Vereinswe-sen oder das ewige Herumgehocke der Alten mit ihren rechthaberischen Sprüchen. Einiges davon oder alles zu-sammen ging so manchem jungen Punk auf den Keks. Für die ältere Generation waren die bunten Punks verkleidete Karnevalisten, die erscht amole ebbes schaffa soddet. Trotzdem, als Punk war man Außenseiter, und genau die-se Rolle wollte man ja auch annehmen, provozieren, sich beschweren und auch rebellieren. Punk war Revoltieren gegen das Bestehende und zwar gegen alles. Auf der ande-ren Seite stellten aber Eltern, Kirchen, Städte und Ge-meinden per offener Jugendarbeit, Vereine und Schulen mancher ländlichen Punk-Band Proberäume zur Verfü-gung. Auch die Möglichkeit, im Jugendzentrum der Ge-meinde die Sau rauszulassen, wurde gerne angenommen. Opportun von den Punks! Rod Schneller aus Reutlingen erzählte: Wir ließen unsere Kassetten in einem professio-nellen Kopierwerk für kirchliche Musik in Rottenburg ma-chen.14



Hexenkessel in der Stuttgarter «Mausefalle, 1982». Die Tübinger Kult-Band FAMILIE HESSELBACH fasziniert bis heute mit einem wilden Mix aus Jazz, Ska, Punk und New Wave. Tübingen 1982.

Angestachelt von Punk als Import aus London führten Langeweile und die Rebellion gegen die Erwachsenen zu einem gehörigen Schaffensdrang. Einzelne Punks und New Waver aus der frühen Ära von 1978 bis 1984 berichten über ihre Erfahrungen und beschreiben ihr individuelles Lebensgefühl, das sie als Punks im Ländle empfanden. Sie schildern ihre Aversionen und Launen, was sie ankotzte, nervte und was sie beeinflusste und begeisterte. Sie erzählen, an was sie sich rieben, aber auch was sie der Langeweile und biederer Umgebung produktiv und kreativ entgegensetzten.

Tschingi alias Roberto Capitoni aus Isny berichtete: Punk war ein Meteoriten-Einschlag. Ich war sofort infiziert von der Energie der Musik. Als mich 1976/77 der Punk-Virus befallen hat, war ich erst 15 Jahre alt. Wir waren die sogenannten Isny-Punks, eine große, lose Gemeinschaft und feierten sensationelle Abende im Keller des Jugendzentrums GO-IN, tanzten viel Pogo und das Bier floss in Strömen. Tagsüber saßen wir vor dem Aldi, denn dort gab es günstige Getränke. Oder wir trafen uns im Sommer im Park

am Weiher bei der Stadtmauer. In der Sonne liegen, Kassetendeck an und dann die neuesten Mix-Tapes gehört. Allerdings haben uns die Eingeborenen, ähm Einwohner, angeschaut, als wärest du gerade mit einem Ufo gelandet. Isny war und ist Blasmusik und Schützenfest und wir plötzlich mittendrin, mit gefärbten Haaren und Sicherheitsnadeln in der Backe und löchrigen Hosen. Nach Isny kamen keine Bands, also fuhren wir nach München, zu The Cure, UK Subs und The Clash. Oder dann eben nach Stuttgart, in die sagenumwobene Mausefalle. Isny war zwar schön, aber irgendwie zog es mich in die weite Welt hinaus, vielleicht schlummerte ein kleiner italienischer Seemann in mir.¹⁵

Im JUZE Winnenden fanden 1977/78 die ersten Punk-Discos, Live-Auftritte und Festivals der Region statt. Gernar Rehlinger war Organisator und auch Herausgeber des Fanzines THE ARSCHTRITT. Aus dem JUZE ging auch die bekannte Band NORMAHL hervor. Tinki aus Schwaikheim erzählt über das JUZE in Winnenden: Angefangen hat alles im JUZE Winnenden, in der Teestube, wo wir uns mit den

langhaarigen 68ern geeinigt haben, dass auch mal unsere Punk-Platten laufen. Dann ging's los mit Stuttgart, wobei die Stuttgarter erst mal zu uns nach Winnenden kamen.¹⁶ Lars von der Band NORMAHL erinnert sich: Wir kamen aus kleinen Nestern, rund um Winnenden, die vor sich hin schliefen. Das JUZE Winnenden war unsere Zentrale. Wir fuhren mit sieben elterlichen PKW quer durch die Pampa, von Jugendhaus zu Jugendhaus. Stuttgart? Kam erst später. In den Gastwirtschaften wurde gemurrt und gebruddelt. So wollte ich nicht werden! Die anderen Jungen waren komisch drauf, spießig, blöd, davon mussten wir uns abgrenzen.¹⁷

Pippy spielte auch bei NORMAHL. Seine Mutter kam sich ‚runtergestuft‘ vor, weil Mitarbeiterinnen in der Fabrik oder Nachbarn über ihn herzogen. Weil mein Jonger ein Punk war! Ein Kommunist!,¹⁸ brüllt Pippy und grinst schelmisch. Aber sie hielt zu ihm und kümmert sich noch heute um den lieben Bengel. Er war doch mei Kend, ganz normal, so ein lieber Kerle.¹⁹

Die Winnender waren eine große Clique und hatten wenig Stress, sie hielten alle zusammen und wurden auch vom Bullriders Motorradclub unterstützt. Es landete auch mal eine Mofakette in Pippys Gesicht und die Lehrer drangsalierten ihn, wenn er sich gegen deren Russenhetze wehrte. Ja, wir waren keine Heiligen!,²⁰ grinst Pippy. Sie besetzten das JUZE Winnenden. Als die Bereitschaftspolizei räumte, zogen sie in einen Bauwagen, den sie später abfackelten.

Die Schorndorferin Kat spielte um 1982 bei der Stuttgarter Frauenpunkband LEBLOSE Blicke und bei MASTURBATION. Seit 1984 spielt sie bei der Amsterdamer Punkband THE EX Schlagzeug. Sie erzählt: Viele liebe Menschen und die Natur drum rum machten Schorndorf zu meiner Heimat. Als Kind liebte ich Wiesen, den Wald, Tiere und mit dem Traktor herumzufahren. Das Jugendzentrum Hammerschlag und der Club Manufaktur belebten mich: Ein Reichtum an Bands, Vorträgen, Filmen, Theater und Tanzveranstaltungen. Es gab viele Demos und Veranstaltungen, um für eine bessere Welt zu kämpfen. Der Widerstand der Stadt und vieler Menschen war für mich unverständlich



und frustrierend. Wir mussten kämpfen, bis unser Jugendzentrum von der Stadt unterstützt wurde. Die konservativen Menschen in Schorndorf waren eher abweisend, verurteilend und rau. Die Stuttgarter Punkszene wirkte auf mich wie eine Oase. Ich zog weiter, nach Amsterdam. Dort fühlte ich mich sofort zu Hause, auch außerhalb der Musikszene. Die Menschen waren fröhlicher und aufgeschlossener als in Schorndorf. Nun bin ich zurück in Deutschland. In der unkultivierten, aber auch ruhigen und geordneten Natur der Eifel finde ich inneren Halt.²¹

Karl-Heinz Stille schrieb den Punk- und Heimatroman KURZ VOR DEM ARSCH DER WELT LINKS AB22 und schreibt regelmäßig für das überregionale OX-FANZINE: Im Kaffdorf Möglingen waren alle Jugendlichen gleich langweilig, trugen dieselben Klamotten, hörten dieselbe Musik und taten ... nichts, außer so zu werden wie ihre Eltern. Die Alten hatten das Sagen, und die waren oft noch braun bis an den Kragen und darüber hinaus. Wenn die kleinste Abweichung von der Norm ein oft gehörtes ‚ihr gehört alle ins Gas‘ bedeutete, war einem klar, dass man auf dem richtigen Weg war, denn so sein, wie die, das wollte ich auf keinen Fall.

Politisch musste man sich früh positionieren, denn wenn der damalige Kultusminister und professionelle Alkotester vor dem Herrn (Gerhard Mayer- Vorfelder, Gott mit ihm) beschloss, dass es seine Richtigkeit hatte, wenn die Nationalhymne in den Schulen gefälligst mit allen drei Strophen zu singen war, dann wurde das auch umgesetzt, von der Maas bis an die Memel, aber ohne mich.

Auf dem Dorf, 14 Kilometer von der Landeshauptstadt entfernt, was nach damaligen Maßstäben eine halbe Weltreise bedeutete, konnte man dank Radio zwar hören, was im Kessel von Stuttgart los war, aber nicht teilnehmen, weil man für einen Führerschein noch zu jung war. Kein Gefährt, keine Nachtbusse: nur anhören, nicht anfassen.²³

Barny Trouble aus Böblingen betreibt das Label Incognito Records. Er zog 1980 nach London und 1982 nach Stuttgart: Das EXIL, die Tangente und die Mausefalle in Stuttgart waren kommerziell und fremdbestimmt. Wir sind deshalb in alle Richtungen ausgeschwärmt. Im Jugendhaus Sindelfingen-Mitte konnten wir selbst Discos und Konzerte veranstalten, denn das Jugendhaus hatte uns Punks am Etat beteiligt. Dort gab es auch eine Badge-Maschine und wir konnten selbst Badges herstellen.²⁴

Klaus Hesselbach aka Lupe Wolf von der Band FAMILIE HESSELBACH erzählt: Das Landleben, all die klugschei-

Kein Grund zur Beruhigung. Die Tübinger Punk-Rock Band K.G.B 1982: harte Jungs; weder Landeier noch Weicheier.



Tanz den Deutschen Kaiser! Während die schlaffen 68er-Hippies noch lasch herumhingen oder diskutierten, wurde zur Punkmusik wieder getanzt. Aggressiver Pogo oder ruckartiger New Wave Stil, wie zum Deutschen Kaiser. Aus? Aalen! Schallplatte «Halli-Galli Tanzmusik», Eigenveröffentlichung, Aalen 1981.

ßenden Studenten und diese ölige Hippiemusik hatte ich satt. Ja, auf dem Land war's beschaulich, die WG in der alten Backstein-Dorfkneipe zwischen misstrauischen Nebenerwerbslandwirten und alten Weibern, die auf dem Weg in die Bibelstunde beim Vorbeischlurfen ihre Verwünschungen vor sich hinzischten. Ich bin von der Schwäbisch Gmünder Provinz weg in eine noch viel lethargischere, um sich selbst kreisende Umgebung. Die Dörfer um Tübingen! Überall wimmelte es von den Studierten.²⁵ Alles war verzapfgeigenhanseliert. Dagegen mussten wir uns durchsetzen.²⁶

Claude Hesselbach von der Band FAMILIE HESSELBACH kam aus Tübingen-Lustnau und studierte in Stuttgart: Tübingen war städtischer als Dorf, ländlicher und gemütlicher als Stadt. Man kannte sich. Wir vermittelten uns gegenseitig Auftritte und Studios und veröffentlichten Sampler, die wir auf gemeinsamen Labels vertrieben. Somit war auch was los und es bildeten sich Kontakte zu anderen Regionen. In Tübingen gab es natürlich die grüne studentische Öko-Sozio-Kultur, die anfangs nicht mit uns Punks und Wavern kompatibel war. Außer Stuttgart war quasi alles Land. Im Umland entstand Avantgardismus, viele hochwertige Produktionen, die oft auch innovativ waren und dann auch nach Stuttgart schwappten. Heimat? Ich fühlte mich nicht sonderlich verbunden. Das Schwabentum war mir außerhalb vom Ländle vor allem sprachlich fast peinlich, manchmal sogar lustig.²⁷

Thomas Schmerda aus Niefern berichtete in einem Telefongespräch: Ich fühlte mich in Pforzheim wohl, aber nicht heimatlich verbunden. Eher mit Detroit, denn von da kamen die ersten Punkbands, MC 5 und die Stooges. Das Leben in Pforzheim war gut, kein Stress, kein Ärger. Treffpunkte waren der Schlauch, die Rumpelkammer und das Jugendzentrum Ellmendingen. 1978 probten wir mit unserer Band MOLOKO PLUS in Rotenbach in einem alten Sägewerk, das zu einem Gemeinschaftshaus mit Kantine, Veranstaltungsraum und Wohnungen ausgebaut und von Althippies gemietet wurde. Die entwickelten sich im Laufe der Zeit immer punkiger. Es gab keinen Stress, trotz Lärm, höchstens mal einen verrückten Nachbarn. Danach zogen wir nach Birkenfeld in die Lederfabrik Kolb. Keine Probleme.²⁸ 2008 fand in Pforzheim die Ausstellung Punk in Pforzheim statt. Die DCD Punk in Pforzheim²⁹ ist ein Meisterwerk.

Rod Schneller aus Reutlingen spielt noch heute bei DIE ALTEN und STRAGULA: In Reutlingen wurde die Marienkirche besetzt, um auf leerstehende Häuser und Wohnungsnot hinzuweisen. Leute, die dementsprechend aussahen, grüßten sich auf der Straße gegenseitig. Das war das Gute an der Provinz, man kannte alle Gesichter. Wir trafen uns vor dem Tchibo in der unteren Wilhelmstraße, in der Disco High Tec in Ohmenhausen oder in der Kaiserhalle, wo es sogar einen Punker-Stammtisch gab. Im Juzeli in Lichtenstein war was los, im Hades und im Sunshine. In der Zelle konnten wir auftreten, dort haben bekannte Bands gespielt: Tote Hosen, Charge. In Tübingen gab es den Unterschied zwischen heruntergekommenen, pennerartigen Punks und den Studenten, die eigentlich mehr New Waver waren oder Künstler sein wollten. Da war auch gegenseitige Verachtung im Spiel. Ich meine mich zu erinnern, dass es sogar so eine Art Meeting gab, um die Gräben zuzuschütten. In Reutlingen gab's diese Klassenunterschiede nicht, da die unterschiedlichsten Leute dabei waren. Sogar ein Bauer.³⁰

Die jungen Männer und Frauen von damals sind erwachsen geworden. Nicht wenige der sogenannten Straßen-Punks sind an Alkohol und Drogen gestorben. Schillernde Punks und Waver haderten, stürzten sich auf problematische gesellschaftspolitische Themen und machten das Derbe und Böse zu ihren Themen. Konstruktive Kritik und Veränderung gehörten nicht zu ihren Stärken. Eher das DO IT YOURSELF, das kreative und produktive Schaffen. Von den Musikern sind heute noch viele aktiv. Die Außenseiter von damals üben bürgerliche Berufe aus: Sie sind Unternehmer, Angestellte, Lehrer, Tschingi ist Schauspieler, Lars hat das Geschäft seines Vaters übernommen, Kat ist Musikerin und schamanische Heilerin. Nichts wie weg aus der Provinz! Das wollten viele. Stuttgart/Kaputtgart wurde allmäh-

lich attraktiv, denn da fanden große Punk-Konzerte statt. Musikgeschäfte und Copyshops waren in der Landeshauptstadt günstiger. Einige sind nach Stuttgart gezogen, zwischenzeitlich sogar nach London oder Amsterdam. Viele sind ihrer ländlichen Heimat treu geblieben, denn Punk breitete sich im Ländle wie ein Lauffeuer aus und war überall hoch explosiv. Gerade in Kleinstädten oder abgeschiedenen Regionen lieferte Punk den Nährboden, Spaß zu haben und eine Kuh fliegen zu lassen, um der Langeweile zu entfliehen. Was übrig bleibt ist die Musik.

Den Schluss-Akkord überlassen wir Thomas Schmerda von der Pforzheimer Band JOE KURT mit seinem unveröffentlichten Lied von 1978:

**Ich will ein Außenseiter sein
Ich hab euer Klugscheißerblablagetue gründlich satt
ich will endlich richtig leben anstatt
täglich euren Schwachsinnstanz um Geld, Erfolg und
Fortschritt aufzuführen
und irgendwann in naher Zukunft meine Sinne vollends
zu verliern.**

**Ich will ein Außenseiter sein
denn ich will kein Teil von einem Alptraum sein
ich will mein Leben leben wie ich will
ich will einfach so sein wie ich wirklich bin.**



Wer in London war hatte mehr Ahnung! Roberto Capitoni aka Tschingi posiert 1979 auf dem Campingplatz London Tent City. Tschingi war Schlagzeuger bei der Stuttgarter Hausbesetzer-Punkband DIE FLIEHENDEN ÄGYPTER.

Anmerkungen

- 1 V.A. Kaputtgart Sampler. Noise Massacre Music D.I.Y. Produktion. CD. Stuttgart, 2017.
- 2 Persönliche Kommunikation. Chris der Berg, 27.2.2020.
- 3 Mehr dazu in: Wie der Punk nach Stuttgart kam & wo er hinging. Heft 01, Heft 05, Heft 07, Heft 08. edition-randgruppe. Stuttgart, 2017.
- 4 Stuttgart Brennt Vor Langeweile – Punk & Underground PLZ 7000 + Umgebung 1978–83. Incognito Records. Stuttgart, 2017.
- 5 bubu, moderne Musikverbreitung. Reutlingen, 1980.
- 6 Biber-Records. Stuttgart, 1983.
- 7 DER AKTUELLE MÜLLEIMER, Nr. 3/1980, Mülleimer-products. Böblingen, 1980.
- 8 INTOLERANZ. Pforzheim, 1981.
- 9 INTOLERANZ. Pforzheim, 1982.
- 10 INTOLERANZ. Tübingen/Pforzheim, 1982.
- 11 INFAM. Tübingen, 1983.
- 12 WERKE JUNGER MONARCHEN. Tübingen, 1984.
- 13 Karl-Heinz Stille, in: OX-FANZINE: Wie der Punk im Schwabenland blieb. Solingen. Dezember 2017.
- 14 Persönliche Kommunikation. Rod Schneller, 12.12.2019.
- 15 Interview mit dem Autor, in: Wie der Punk nach Stuttgart kam & wo er hinging. Heft 02, S. 4. edition-randgruppe. Stuttgart, 2017 und persönliche Kommunikation. Tschingi, 26.2.2020.
- 16 Ebd. Heft 02, S. 8, und persönliche Kommunikation. Tinki, 2.3.2020.
- 17 Ebd. Heft 03, S. 51.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd.
- 21 Persönliche Kommunikation. Kat, 28.2.2020, und Kontext Wochenzeitung: Mit Punk in die Welt. Simon Steiner, 30.10.2019.
- 22 D.I.MY. Möglingen, 2013.
- 23 Persönliche Kommunikation. Karl-Heinz Stille, 27.2.2020.
- 24 Persönliche Kommunikation. Barny Trouble, 25.2.2020.
- 25 Interview mit dem Autor, in: Wie der Punk nach Stuttgart kam. Heft 02, S. 5, edition-randgruppe. Stuttgart, 2017.
- 26 «Ich will das größte Arschloch der Welt sein.» Schwäbisches Tagblatt. 27.1.2020. Online unter: <https://www.tagblatt.de/Nachrichten/Ich-will-das-groesste-Arschloch-der-Welt-sein-444946.html>.
- 27 Persönliche Kommunikation. Claude Hesselbach, 2.3.2020.
- 28 Persönliche Kommunikation. Thomas Schmerda, 28.2.2020.
- 29 Kerntonschall. Pforzheim, 2008.
- 30 Persönliche Kommunikation. Rod Schneller, 22.11.2019.

Ausstellungen

Ausstellungen in Baden-Württemberg
Für die Schwäbische Heimat zusammen-
gestellt von der Landesstelle für Muse-
umsbetreuung Baden-Württemberg
(www.netmuseum.de)

Backnang

Galerie der Stadt
21. Nov. 2020 – 7. Febr. 2021
Uta Zaumseil
Di bis Fr 17–19, Sa u. So 14–19
Städtisches Graphik-Kabinett
Bis 31. Jan 2021
Rieker-Raum: Nr. 3 Kinderreich bedacht
Di bis Fr 17–19, Sa u. So 14–19

Bad Mergentheim

Deutschordensmuseum
Bad Mergentheim
Bis 28. Febr. 2021
Rom lebt! Mit dem Handy in die Römerzeit

Mit dem Herzen sieht man besser.
Roland Bauer – 50 Jahre Fotografieren in Hohenlohe und der Welt
Nov. bis März Mi bis Sa 14–17,
So u. Fei 10.30–17

Bad Wurzach

Naturschutzzentrum Wurzacher Ried
Bis 24. Jan. 2021
Schmetterlinge in Realität und Imagination. Textilkunst von Lina Andrea Dippel / Fotografien von Helmut Attinger
11. Nov. bis März täglich 10–17
(geschlossen 24., 25. u. 31. Dez., 1. Jan.)

Baden-Baden

Museum Frieder Burda
Bis 18. Febr. 2021
Pierre Soulages. Malerei 1946–2019
Di bis So u. Fei 10–18

Museum LA8 – Museum für Kunst
und Technik des 19. Jahrhunderts
Bis 28. Febr. 2021
Baden in Schönheit. Die Optimierung des Körpers im 19. Jahrhundert
Di bis So 11–18; Fei 11–18
außer 24. u. 31. Dez.



Deutschordensmuseum Bad Mergentheim
Nov. bis März Mi bis Sa 14–17, So u. Fei 10.30–17
Mit dem Herzen sieht man besser - Roland Bauer – 50 Jahre Fotografieren in Hohenlohe und der Welt

Er schafft farbenprächtige Bilder, die den Reichtum unserer Welt ausbreiten, doch in seinen Schwarz-Weiß-Fotografien zeigt er sich als Purist. Mit 28 Jahren zog der Fotograf Roland Bauer ins entlegenste Hohenlohe und erlebte ein Wunder: Er lernte die Geschwister Wendel kennen, die lebten, als seien sie aus der Welt gefallen. Sie erlaubten ihm, ihr Leben zu dokumentieren. Für diese beeindruckende Arbeit bekam Roland Bauer den Kodak Fotobuchpreis und das Buch wurde zum wiederholt aufgelegten Klassiker.

Staatliche Kunsthalle Baden-Baden

Bis 31. Dez. 2020
Valie Export. Fragmente einer Berührung
Di bis So 10–18; Fei 10–18
außer 24. u. 31. Dez.

Bietigheim-Bissingen

Städtische Galerie
Bis 24. Jan. 2021
Keine Schwellenangst! Die Tür als Motiv in der Gegenwartskunst
Studioausstellung: Einblick in die Sammlung. Türen und Fenster – Drinnen und Draußen
Di, Mi u. Fr 14–18, Do 14–20,
Sa, So u. Fei 11–18

Stadtmuseum Hornmoldhaus
Bis 18. April 2021
Orange – Farbe und Lebensgefühl der 1960er/1970er
Di, Mi, Fr 13.45–17.45, Do 13.45–19.45,
Sa, So u. Fei 10.45–17.45

Böblingen

Deutsches Fleischermuseum
Bis 7. März 2021
Nathalie Wolff & Matthias Bumiller – Darf's vom Guten etwas mehr sein?
Jan Kummer – Fleisch aus Chemnitz
Mi bis Fr 15–18, Sa 13–18,
So u. Fei 11–17

Calw

Hermann-Hesse-Museum
Bis 28. Febr. 2021
Steppenwolf und Malerfreund. Gunter Böhmer illustriert Hermann Hesse (Foyer Rathaus Calw)
Nov. bis März Di bis Do, Sa u. So 11–16

Crailsheim

Stadtmuseum Crailsheim
Bis 31. Jan. 2021
Peter Jakob Schober
Mi 9–19, Sa 14–18, So u. Fei 11–18
u. nach Vereinb.

Ditzingen

Stadtmuseum Ditzingen
Bis 31. Jan. 2021
Totenhemd & Leichenschmaus. Eine Ausstellung zur Bestattungs- und Trauerkultur
Di bis So 14–17

Eberdingen-Hochdorf

Keltenmuseum Hochdorf/Enz
Bis 6. Jan. 2021
Steinzeitdorf – Keltengold
Di bis Fr 9.30–12 u. 13.30–17,
Sa, So u. Fei 10–17

Eislingen / Fils

Kunstverein Eislingen
Bis 6. Dez. 2020
Thomas Vinson – Essai
Di bis Sa 16–18, So u. Fei 14–18

Ellwangen/Jagst

Alamannenmuseum Ellwangen
Bis 17. Jan. 2021
Gut betucht – Textilerzeugung bei den Alamannen
Di bis Fr 14–17, Sa u. So 13–17 u. nach Vereinb.

Eppingen

Galerie im Rathaus
Bis Jan. 2021
Hülay Arslan / Michaela Mondelo. Outsider Art
Mo bis Mi 8–15, Do 8–17, Fr 8–12

Esslingen am Neckar

Stadtmuseum im Gelben Haus
Bis 3. Jan. 2021
Viele Teile, eine Stadt! Gemeinsam Stadt(teil)geschichten entdecken
Bis 7. März 2021
Eberhard Weber. Colours of Jazz
Di bis Sa 14–18 und So u. Fei 11–18

Fellbach

Bis 28. Febr. 2021
Das kleine Schwarze – La petite Robe. Die Geschichte eines besonderen Kleides
Mi bis Sa 14–18; So 11–18

Freiburg im Breisgau

Archäologisches Museum
Colombischlössle
Bis 7. Febr. 2021
Der römische Legionär – Weit mehr als ein Krieger

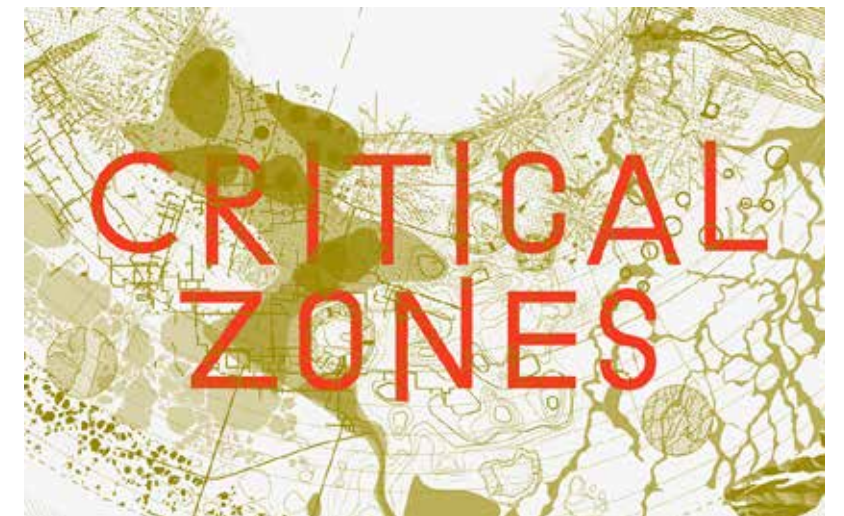
Bis 29. Sept. 2021
freiburg.archäologie – Leben vor der Stadt
Di bis So 10–17;

Augustinermuseum
Bis 31. Jan. 2021
Haus der Graphischen Sammlung: Verwandlung der Welt – Meisterblätter von Hendrick Goltzius
29. Nov. 2020 – 11. April 2021
Der Schatz der Mönche – Leben und Forschen im Kloster St. Blasien
Di bis So 10–17; 24./25. u. 31. Dez. geschlossen, 1. Jan. 12–17 geöffnet

Museum für Stadtgeschichte
21. Nov. 2020 – 28. Febr. 2021
buochmeisterinne – Handschriften und Frühdrucke aus dem Dominikanerinnenkloster Adelhausen
Di bis So 10–17; 24./25. u. 31. Dez. geschlossen

Friedrichshafen

Zeppelin Museum Friedrichshafen
4. Dez. 2020 – 11. April 2021
Vergnügliche Pinseleien und unruhige See. Kunst und Literatur am Bodensee



ZKM – Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe
Bis 8. Aug. 2021
Critical Zones. Horizonte einer neuen Erdpolitik

Lange blieben die Reaktionen der Erde auf unser menschliches Handeln unbeachtet, doch spätestens mit der Protestbewegung Fridays for Future ist die Klimakrise in das öffentliche Bewusstsein gerückt. Die Gedankenausstellung »Critical Zones« lädt dazu ein, sich mit der kritischen Lage der Erde auf vielfältige Art und Weise zu befassen und neue Modi des Zusammenlebens zwischen allen Lebensformen zu erkunden.

22. Jan. – 6. Juni 2021
Beyond States.
Über die Grenzen von Staatlichkeit
Di bis So 10–17

Gerlingen

Stadtmuseum Gerlingen
Ab Okt. 2020
Über das kleine Glück – Jahrmärkte und Riesenrummel
Di 15–18.30; So 10–12 und 14–17

Güglingen

Rathaus Güglingen
Bis 21. März 2021
Heinz Rall – Kirchenbauten 1959–1977. Zum 100. Geburtstag des Architekten mit Fotografien von Rose Hajdu
Mi bis Fr 14–18, Sa, So u. Fei 10–18 u. nach Vereinb. (geschl. 24., 25. u. 31. Dez. u. 1. Jan.)

Heidelberg

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg
Bis 6. Dez. 2020
Lange lieb ich dich schon ... Friedrich Hölderlin in Heidelberg
Di bis So 10–18

Heidenheim an der Brenz

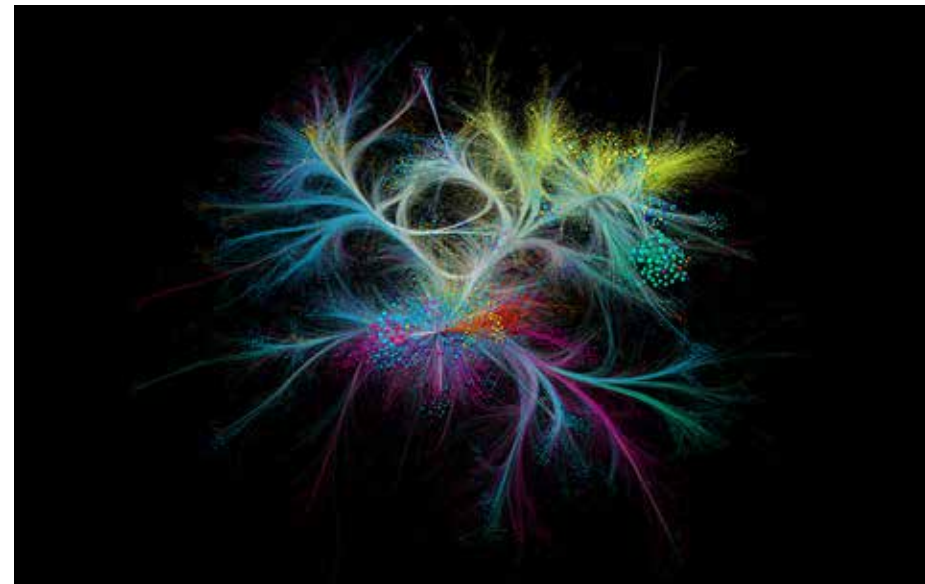
Kunstmuseum Heidenheim –
Hermann-Voith-Galerie
Bis 10. Jan. 2021
Franklin Pühn zum 95.
Bis 28. Febr. 2021
Thomas Raschke und Andreas Welzenbach. Alabastieg – eine Heimatinstallation
Di bis So u. Fei 11–17, Mi 13–19

Heilbronn

Kunstverein Heilbronn
Bis 29. Nov. 2020
Katja Davar. Notes from a Flickering Stage
Di bis So 11–17, Do 11–19 u. nach
Vereinb.

Holzgerlingen

Heimatmuseum Holzgerlingen
Bis 18. Juli 2021
Schaukelpferd & Co. Spielzeug vom Dachboden
1. So im Monat 14–17 u. nach Vereinb.
(Tel. 07031/6808-0 Rathaus)



ZKM – Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe
Bis Dez. 2020, Mi bis Fr 10–18, Sa u. So 11–18
Writing the History of the Future – BarabásiLab. Hidden Patterns

Die aktuelle Welt produziert so viele Daten pro Tag wie zuvor nicht in Jahrzehnten. Das Wissen der Welt verdoppelt sich alle zwei Jahre. Um diese Datenmenge bewältigen zu können, bedarf es einer neuen Wissenschaft: die Visualisierung von kennzeichnenden Knoten und Netzen, von Parametern und Mustern. Die Ausstellung »BarabásiLab. Hidden Patterns« stellt die Tätigkeit des Physikers und Netzwerkwissenschaftlers Albert-László Barabási und seines Forschungslabors vor.

Isny im Allgäu

Städtische Galerie im Schloss
Bis 7. März 2021
StoffWechsel. Kunst trifft Literatur.
Ausstellung zu den Baden-Württembergischen Literaturtagen 2020
Mi bis Fr 14–18; Sa, So u. Fei 11–18

Karlsruhe

Badische Landesbibliothek Karlsruhe
Bis 16. Jan. 2021
Nach Mythen. Ein Sammelsurium – Nachzeichnungen und Nacherzählungen.
Markus Jäger und Lothar Rumold
Mo bis Fr 8–18, Sa 9.30–12.30

ZKM | Zentrum für Kunst und Medien
Bis 10. Jan. 2021

Stephan von Huene. What's wrong with Art? Ed und Urs Kiender. Rollobjekte
Bis 30. Jan. 2022
zkm_gameplay. the next level
Bis 28. Febr. 2021
Critical Zones. Horizonte einer neuen Erdpolitik

Bis 8. Aug. 2021
Writing the History of the Future.
Die Sammlung des ZKM I
BarabásiLab. Hidden Patterns
Mi bis Fr 10–18, Sa u. So 11–18

EnBW-Konzernsitz, Durlacher Allee
Bis Dez. 2020
Fabien Léaustic: Eau de Karlsruhe – Cyprès
Mi bis Fr 18–20, Sa u. So 11–18

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Bis 7. Febr. 2020
François Boucher
Di bis So u. Fei 10–18

Staatliches Museum für Naturkunde
Karlsruhe
Bis 6. Juni 2021
Kosmos Kaffee
Di bis Fr 9.30–17 u. Sa, So u. Fei 10–18

Konstanz

Rosgartenmuseum
Bis 11. April 2021
Schätze des Südens – Kunst aus 1000 Jahren. 150 Jahre Rosgartenmuseum
Di bis Fr 10–18, Sa, So u. Fei 10–17

Städtische Wessenberg-Galerie
Bis 10. Jan. 2021
Luft, Licht und Farbe.
Die Malerei der süddeutschen Impressionisten
29. Jan. – 11. April 2021
Wachsen – Blühen – Welken.
Ernst Kreidolf und die Pflanzen
Di bis Fr 10–18, Sa, So u. Fei 10–17

Kornwestheim

Museum im Kleihues-Bau
Bis 17. Jan. 2021
Roland Wesner – Die Regenbogenfalle. Im Dialog mit einer Installation von Simone Westerwinter
Bis 7. März 2021
Josef Paul Kleihues – Geometrie und Poesie. 30 Jahre Kunst im Kleihues-Bau
Fr bis So 11–18

Künzelsau

Hirschwirtscheuer – Museum für die Künstlerfamilie Sommer
2. Dez. 2020 – 25. April 2021
Anne Hausner – Naturstücke.
Sammlung Würth und Leihgaben
Mi bis So u. Fei 11–17 (24. u. 31. Dez. .

Lenningen-Schopfloch

Naturschutzzentrum Schopflocher Alb
Bis 6. Dez. 2020
Markierungen an Bäumen
Di bis Fr 13–16, So u. Fei 11–17

Leonberg

Galerieverein Leonberg
Bis 20. Dez. 2020
Nina Joanna Bergold | Barbara Rösch
Di bis Do, Sa u. So 14–18

Ludwigsburg

MIK Museum Information Kunst
ab 9. Okt. 2020
Focus Open 2020
Di bis So 10–18, Do 10–21

Schloss Ludwigsburg – Schlossmuseum
19. Dez. 2020 – 19. April 2021
Faszination Lego – Umwelt, Naturschutz und Verkehr
täglich 10–17

Marbach am Neckar

Schiller-Nationalmuseum /
Literaturmuseum der Moderne
Bis 10. Jan. 2021
SateLIT1: Planet Motzstraße.
Else Lasker-Schülers Lebenszeichen aus Berlin
Bis 1. Aug. 2021
Hölderlin, Celan und die Sprachen der Poesie
Laß leuchten! Peter Rühmkorf – selbstredend und selbstreimend
#StepOne. Narrating Africa Digital
Di bis So 10–18

Meersburg

Vineum Bodensee
Bis 7. Febr. 2021
Die 1920er in Meersburg – Vision einer besseren Zukunft
Nov. bis März Sa, So u. Fei 11–18
(öffentliche Führung So 15)

Meßkirch

Kreisgalerie Schloss Meßkirch
Bis 21. Febr. 2021
Künstler-Nachbarschaften.
Ferdinand Joesten und Peter Weydemann
Fr bis So u. Fei 13–17 u. nach Vereinb.



Museum und Galerie im Prediger
Schwäbisch Gmünd
Bis 10. Jan. 2021 (31. Mai 2020 – 10. Januar 2021)
The last Unicorn.
Das Einhorn im Spiegel der Popkultur

Das Einhorn als Schwäbisch Gmünder Wappentier, welches in den historischen Beständen der Museumssammlung reich dokumentiert wird, bildet in Verbindung mit dem Zeichentrickfilm "The Last Unicorn" den Ausgangspunkt der vom 31. Mai 2020 bis 10. Januar 2021 stattfindenden Ausstellung The last Unicorn. Das Einhorn im Spiegel der Popkultur.

Mössingen

Pausa Quartier
Bis 17. Jan. 2021
Pausa-Stoffe der 1950er Jahre neu interpretiert
Mi u. So 14–18

Neuenbürg

Museum Schloss Neuenbürg
Bis 6. Jan. 2021
Echt | Glanz | Stücke – Vom Wert des scheinbar Wertlosen
Mi bis Sa 13–18, So u. Fei 10–18
(Mo u. Di nur für Gruppen)

Nürtingen

Fritz und Hildegard Ruoff-Stiftung
22. Nov. 2020 – 17. Jan. 2021
K.R.H. Sonderborg – Go, Kurt, Go!
Do 15–18, So 14–18 u. nach Vereinb.

Öhringen

Weygang-Museum
Bis Ende März 2021
Millefiori – Sommer im Glas
So 11–17 u. nach Vereinb.

Pforzheim

Schmuckmuseum Pforzheim
Bis 17. Jan. 2021
Max Ernst – Sammlung Würth. Im Dialog mit Werken aus dem Schmuckmuseum
Bis 14. Febr. 2021
Fe, Stahlpreis 2020. Wismar, Hasselt, Itami – drei Länder, drei Städte, drei Schulen
Di bis So 10–17

Ravensburg

Museum Humpis-Quartier
Bis 7. Febr. 2021
Das Leben der Dinge – Eine Ausstellung über das Sammeln
Di bis So 11–18, Do 11–20 (24., 25. u. 31. Dez. geschlossen)

Reutlingen

Heimatmuseum Reutlingen
Bis 21. Febr. 2021
Logo – alles aus Lego!
Di bis Sa 11–17, Do 11–19, So u. Fei 11–18, Karfreitag geschlossen

Kunstmuseum Wandelhallen
Bis 6. Jan. 2021
Der Krippenbauer Gerhard Moosmann und die Krippensammlung des Stadtmuseums Schramberg
Di bis Sa 13–17, So u. Fei 11–17

Schwäbisch Gmünd
Museum und Galerie im Prediger
Bis 10. Jan. 2021
The last Unicorn.
Das Einhorn im Spiegel der Popkultur
Bis 31. Jan. 2021
DxDiane zu Gast in Gmünd
12. Dez. 2020 – 17. Jan. 2021
Querschnitt 2020.
Gmünder Kunstverein Jahresausstellung
Di, Mi u. Fr 14–17, Do 14–19, Sa, So u. Fei 11–17

Sindelfingen
Galerie der Stadt Sindelfingen
Bis 21. Febr. 2021
Kabinett Lütze: Datenstrom.
30 Jahre Galerie Stadt Sindelfingen
Schaufenster junge Kunst:
Jana Maria Dohmann – Payback
Bis 30. Mai 2021
Beyond the Pain
Mo bis Fr 10–18, Sa, So u. Fei 10–17

Schauwerk Sindelfingen
Bis 25. April 2021
Lichtempfindlich 2.
Fotografie aus der Sammlung Schaufler
Love Stories. 10 Jahre Schauwerk
Bis 25. Mai 2021
There is another way of looking at things
Sa u. So 11–17; Führungstermine: Di u. Do 15–16.30

Stuttgart
Architekturgalerie am Weißenhof
Bis 4. Dez. 2020
StadtLücken e.V. – Amt für öffentlichen Raum (AföR)
Mi bis Fr 14–18, Sa u. So 12–18

Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Bis 15. Jan. 2021
Die Tochter des Papstes.
Margarethe von Savoyen
Mo 10–17, Di u. Mi 8.30–17, Do 8.30–19, Fr 8.30–16

Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Bis 15. Jan. 2021
Die Tochter des Papstes.
Margarethe von Savoyen
Mo 10–17, Di u. Mi 8.30–17, Do 8.30–19, Fr 8.30–16

Haus der Geschichte Baden-Württemberg
Bis 31. Jan. 2021
Generation 1975: Mit 14 ins neue Deutschland
Bis 30. Mai 2021
Gier. Was uns bewegt
Bis 12. Sept. 2021
Attentat. Stauffenberg
Di bis So 10–18, Do 10–21

Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg
Bis 25. März 2021
Paul Celan – Meine Gedichte sind meine Vita
Mo, Di, Do 9–15.30, Mi 9–18, Fr nach Vereinb.

Kunstmuseum Stuttgart
Bis 31. Jan. 2021
Wände | Walls
Bis 11. April 2021
Kamm, Pastell und Buttermilch.
Willi Baumeister – Adolf Hölzel – Fritz Seitz
Di bis So 10–18, Fr 10–21

Landesmuseum Württemberg
Bis 25. April 2021
Fashion!? Was Mode zu Mode macht
Di bis So 10–17

Linden-Museum, Staatliches Museum für Völkerkunde
26. Nov. 2020 – 30. Mai 2021
Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus.
Eine Werkstattausstellung
Di bis Sa 10–17, So u. Fei 10–18

Staatsgalerie Stuttgart
Bis 7. März 2021
Mit allen Sinnen! Französische Malerei
Di bis So 10–17, Do 10–20

StadtPalais – Museum für Stuttgart
Bis 31. Jan. 2021
Wände I Walls – Graffiti im Kessel
Bis 21. Febr. 2021
Stuttgart in der verlorenen Zeit –

Die Escape-Ausstellung
Di bis So 10–18
Württembergische Landesbibliothek
Bis 9. Jan. 2021
Aufbrüche – Abbrüche.
250 Jahre Friedrich Hölderlin
Mo bis Fr 8–20, Sa 9–13

Tübingen
Museum der Universität,
Alte Kulturen auf Schloss Hohentübingen
Bis 10. Jan. 2021
Die unsichtbare Ausstellung.
Versteckte Objekte von Stefan Göler
Mi, Fr bis So 10–17, Do 10–19

Stadtmuseum Tübingen
Bis 10. Jan. 2021
inside – outside
(Kunst im Dialog mit dem Stadtmuseum)
Bis März 2021
Familie + Kinder: Sprichwort – Rätsel
Di bis So 11–17

Überlingen
Städtisches Museum
Bis 12. Dez. 2020
Überlingen legendär!
1250 Jahre sagenhafte Stadtgeschichte
Di bis Sa 9–12.30 u.14–17

Uhingen
Schloss Filseck
21. Nov. 2020 – 17. Jan. 2021
Gundel Kilian – Bühnenfotografie aus 6 Jahrzehnten
Di bis Fr 11–17, Sa, So, Fei 11–18

Ulm
Museum Brot und Kunst
22. Nov. 2020 – 7. März 2021
Essen als Bekenntnis
Sonja Alhäuser. Cupido – Zeichnungen, Skulpturen und Gebäck
Mo 10–15, Di bis So 10–17, Mi 10–19

Museum Ulm
Bis 13. Dez. 2020 Stadt Ulm
Ulmer Museum
Transhuman – Von der Prothetik zum Cyborg
Bis 31. Jan. 2021
Schwarz auf Weiß. Das Rätsel der Steinzeitscheiben aus dem Blautal

Ulmer Museum
Bis 7. Febr. 2021
Paco Knöller – Zeichnungen und Ölkreiden auf Holz.
Jubiläumsausstellung zum
70. Geburtstag
Di bis Fr 11–17;
Sa, So u. Fei 11–18

Stadthaus Ulm
Bis 10. Jan. 2021
Thomas Kahl, der unbekannte Forscher
Metamorphosen
30. Jan. – 9. Mai 2021
Klaus Pichler – This will change your life FOREVER
Mo bis Sa 10–18, Do 10–20,
So u. Fei 11–18;
1. Fr im Monat 10–23

Villingen-Schwenningen
Städtische Galerie Lovis-Kabinett
Bis 6. Dez. 2020
Hermann Hesse – Die Aquarelle
Di, Mi u. Fr 13–17, Do 13–19;
Sa, So u. Fei 11–17

Waiblingen
Galerie Stihl Waiblingen
4. Dez. 2020 – 28. Febr. 2021
Im Rausch der Zeit. Expressionismus von Kollwitz bis Klee
Di bis So 11–18 u. Do 11–20

Waldenbuch
Museum Ritter – Sammlung Marli Hoppe-Ritter
Bis 11. April 2021
Highlights. Lichtkunst aus der Sammlung Vera Molnar. Promenades en carré
Di bis So 11–18

Wangen
Innenstadt
Bis 30. Nov. 2020
Autor mit Gesicht – Wangener Literaturmeile

Wendlingen am Neckar
Galerie der Stadt
19. Nov. 2020 – 6. Jan. 2021
Ines Scheppach / Ev-Daphne Benzing – Zeichnungen und Skulpturen
Mi bis Sa 15–18, So und Fei 11–18

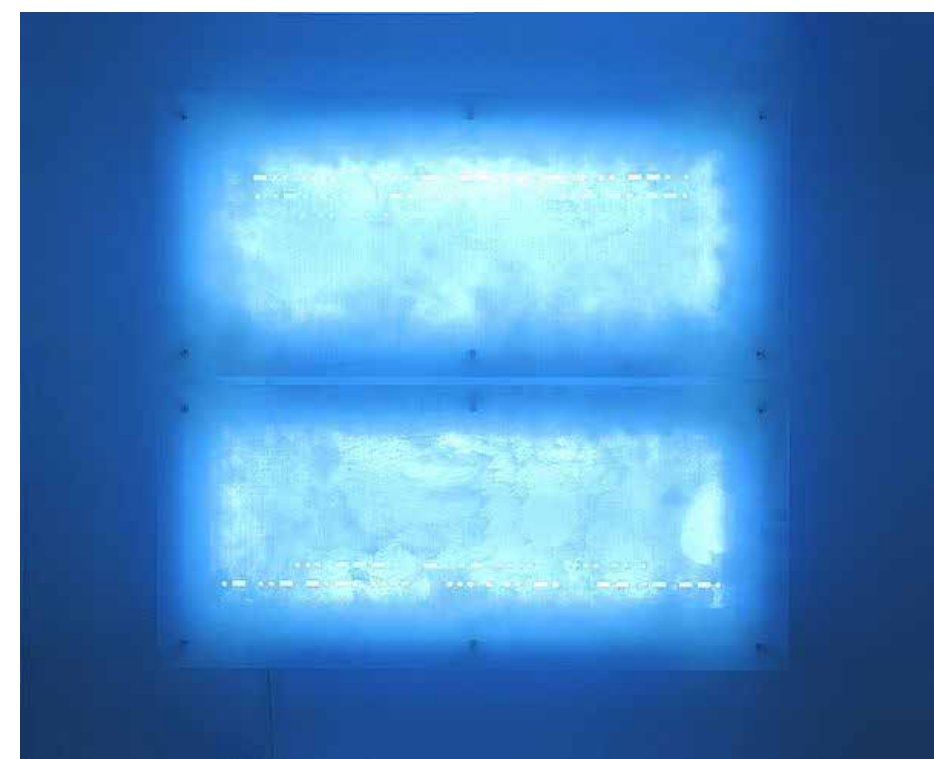
Wertheim
Glasmuseum Wertheim
28. Nov. 2020 – 6. Jan. 2021
Christbaumschmuck aus Glas
Di bis Do 10–17; Fr bis So u. Fei 13–18 (24. u. 31. Dez geschlossen)

Grafschaftsmuseum und Otto-Modersohn-Kabinett
Bis 30. Dez. 2020
Fritz Bach (1890 – 1972) – Der (Un)bekannte. Neuentdeckung eines scheinbar bekannten Malers
Di bis Fr 10–12 u. 14.30–16.30; Sa 14.30–16.30, So u. Fei 14–17

Zwiefalten
Württembergisches Psychatriemuseum
Bis 6. Jan. 2021
Künstler-Patient*innen aus Württemberg und Baden
Bis 28. Febr. 2021
Man wird ja wohl noch sagen dürfen.
Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache
Sa 13.30–16.30, So 13.30–17 u. nach Vereinb.

Museum Ritter – Sammlung Marli Hoppe-Ritter
Waldenbuch
Bis 11. April 2021
Highlights. Lichtkunst aus der Sammlung Vera Molnar. Promenades en carré

Das zunehmende Interesse an Lichtkunst und deren neuen technischen Verfahren in der Gegenwartskunst wird anhand ausgewählter, vielfältiger Glanzstücke der zeitgenössischen Lichtkunst aus der Sammlung Marli Hoppe-Ritter dargestellt. Darunter sind unter anderem Werke von Maurizio Nannucci, Brigitte Kowanz und Werner Bauer vertreten. Deutschordensmuseum Bad Mergentheim
Nov. bis März Mi bis Sa 14–17, So u. Fei 10.30–17



Erscheinung einer Ferne so nah sie auch sein mag, 2020, Foto: Matthias Herrmann, ©



Überlingen mit dem markanten Turm der Stiftskirche in der Bildmitte. Beim Überlinger Kollegiatstift St. Nikolaus handelt es sich um eine recht späte Gründung. Es entstand 1609 durch Zusammenlegung der Pfründen der Stadtpfarrrei. Aquarell von Franz Joseph Walz, 1801.

Sakrale Zentren Stiftskirchen im Südwesten

Oliver Auge

Lange angekündigt, ist es nun endlich da: Das Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg!¹ Darin findet sich die Geschichte aller Institute der Säkular- und Regularkanoniker und auch -kanonissen im deutschen Südwesten von den Anfängen bis zur Säkularisation reich illustriert dargestellt, wobei diese Darstellung die Behandlung verfassungs-, rechts-, sozial-, bildungs-, kirchen-, wirtschafts-, bau- und kunstgeschichtlicher Aspekte miteinbezieht. Damit gewinnt der bislang für Südwestdeutschland bestehende weiße Fleck auf der Karte der deutschen Stiftskirchen endlich Konturen – und zwar für Fachkreise wie für das Laienpublikum. In seiner Konzentration allein auf die Stiftskirchen in

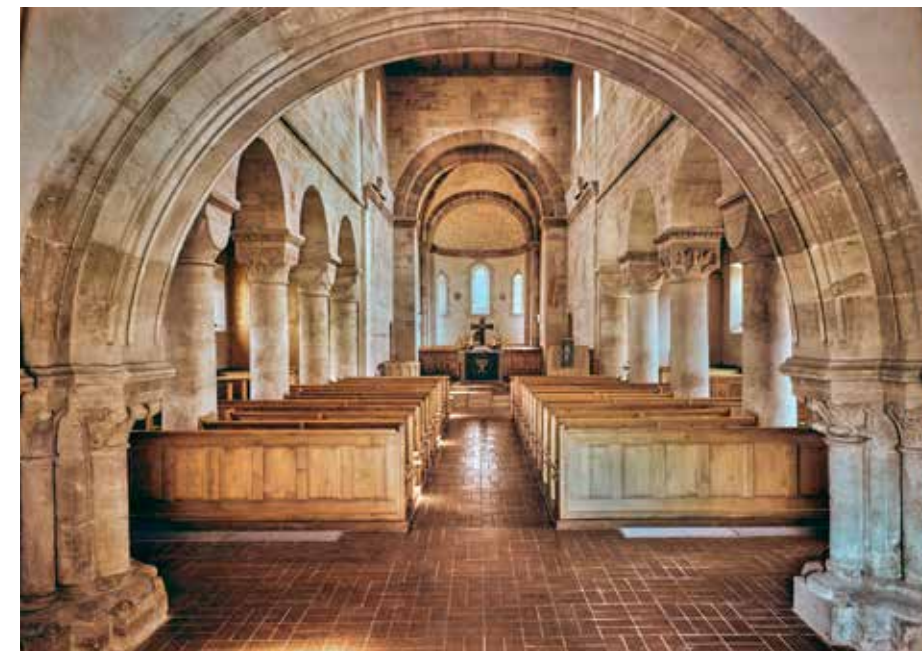
ihrer großen organisatorischen Vielfalt stellt das Handbuch ein Novum unter den derzeit zahlreicher werdenden Klosterbüchern dar. Darin sind, wie gesagt, sowohl die Stifte der Säkular- als auch der Regularkanoniker und -kanonissen berücksichtigt. Denn trotz ihrer nicht zu verleugnenden markanten Unterschiede in Organisation und Funktion ist die gemeinsame Betrachtung in einem Handbuch sinnvoll. Man denke nur an ihre gemeinsamen Ursprünge und mehr noch an die zahlreich zu konstatierenden «Observanzwechsel» von der einen in die andere klerikale Lebensform, wie etwa im Falle Urachs, wo aus einer seit 1477 bestehenden Niederlassung der Kanoniker vom gemeinsamen Leben im Jahr 1517 ein Säkularkanonikerstift gemacht worden ist. Zählt man so alle relevanten Stifte zusammen, kommt man für den Raum Baden-Württembergs auf 137 solcher Institute. Baden-Württemberg ist daher mit Fug und Recht als eine stiftische Kernlandschaft zu bezeichnen.²

Wegen des Ziels eines umfassenden Überblicks zum südwestdeutschen Stiftswesen war es geboten, die Stifte in diesem Raum bis ins 19. Jahrhundert hinein zu betrachten. Gründungen etwa der frühen Neuzeit wie z.B. in Überlingen 1609 oder in Schwäbisch Gmünd 1761 dürfen bei der Zusammenstellung allein schon deswegen nicht fehlen, weil man an ihnen gut erkennt, dass die Institution Stift nicht nur einer weit entfernten vorreformatorischen Vergangenheit angehört, sondern als Leitfossil der Geschichte³ eben überaus langlebig war und sogar noch ein lebendiger Teil der Gegenwart ist. Das Handbuch leistet so gerade durch seine zeitliche Längsperspektive einen Beitrag zu der immer wieder im Raum stehenden Frage, welche Eigenschaften und Vorzüge die Institution Stift befähigten, sich flexibel an die Anforderungen der jeweiligen Zeit anzupassen. Dies gilt insbesondere im Vergleich zu zahlreichen monastischen Gemeinschaften, deren Kenn-

zeichen oftmals entweder eine nur kurze Dauer oder aber eine zeitlich nur sehr begrenzte Kulminationsphase gewesen ist und die sich folglich einer konjunkturellen Wellenbewegung gleich entwickelten.

Dabei ist klar, dass ein Handbuch schon seines begrenzten Umfangs wegen längst nicht alle im Raum stehenden Fragen in der gewünschten Ausführlichkeit ansprechen oder gar beantworten kann. Das neue Handbuch soll aber in seiner Konzeption eine wichtige Anlaufstelle für allgemeine Fragen zu einzelnen Stiften in vergleichender Perspektive sein, für spezielle wie generelle Probleme der Forschung sensibilisieren und zu einer dringend angeratenen, weitergehenden Beschäftigung mit dem Thema anregen.

Doch was heißt eigentlich «Stiftskirche»? Diese heute noch gebräuchliche Benennung, der wir bei so vielen Kirchen im Land wie etwa in Faurndau, in Sindelfingen oder in Tübingen begegnen, entstammt dem Mittelalter und erinnert an die kirchliche Institution, die sich einst an und in dieser Kirche befand: ein Stift. Ein Stift – diese Bezeichnung leitet sich vom Verb «stiften» her und verweist auf den Stiftungshintergrund der Einrichtung – war zunächst ein Kollegium (daher lateinisch *ecclesia collegiata*) bzw. Kapitel von Weltgeistlichen. Von Weltgeistlichen oder auch Säkularkanonikern spricht man wiederum, weil sie kein Ordensgelübde abgelegt hatten und damit Teil der Welt geblieben waren. Auch war ihre Aufgabe, für die Welt der Laien Gottesdienst zu verrichten. Das Kapitel hatte gemeinschaftlich über alle das Stift betreffende Rechts- und Verwaltungsfragen zu beschließen, war alleinberechtigt zur Errichtung und Interpretation von Statuten und besaß – zumindest der Theorie nach – das Recht zur Selbstergänzung und Bestellung der Kapitelsämter. Man darf daher in einem solchen Stiftskapitel eine korporative Einrichtung des Mittelalters par excellence begreifen. Bei den Ämtern handelte es sich im



Innenansicht der romanischen Stiftskirche in Faurndau bei Göppingen mit Blick auf den Altarbereich. Zuerst gehörte die Kirche zu einem noch in fränkischer Zeit gegründeten Benediktinerkloster. Wohl Anfang des 12. Jahrhunderts erfolgte die Umwandlung in ein Chorherrenstift.



Die Stadt Tübingen mit Schloss (links) und Stiftskirche St. Georg (rechts) um 1616. Im Zuge der Universitätsgründung 1476/77 wurde der größere Teil des Sindelfinger St. Martinstifts nach Tübingen verlegt und dort an St. Georg ein klassisches Universitätsstift eingerichtet. Der Chorbereich diente der Universität als Raum für theologische Vorlesungen und zur Verleihung der akademischen Grade.

Allgemeinen und Wesentlichen um den Propst als Kapitelsvorsteher, der für gewöhnlich allein repräsentative Funktionen ausübte und den Vorrang bei Abstimmungen und Prozessionen sowie Investiturrechte für sich beanspruchte, den Dekan, dem die innerstiftische Leitung, die Wahrung des Chordienstes samt Disziplinargewalt anvertraut war, den Kustos, der auf den Kirchenunterhalt, die Beleuchtung, Paramente und den gesamten Kirchenschatz zu achten hatte, den Keller – er sorgte für die Verwaltung der Stiftsgüter und die Verteilung ihrer Erträge –, den Kantor, dem die Pflege des Chorgesangs und die Gesangsbildung oblag, und zu guter Letzt den Scholaster, der schulische Aufgaben wahrnahm. Ganz allgemein kommen Kanoniker seit dem 6. Jahrhundert in den Quellen vor. Ihre Hauptaufgabe war die gemeinschaftliche Feier des liturgischen Gottesdienstes an einer Kirche bzw. in ihrem Chor. Deswegen werden sie auch Chorherren genannt. Um 755 grenzte sie Bischof Chrodegang von Metz (†766) für sein Bistum durch eine spezielle Regel vom Mönchtum benediktinischer Prägung ab, worin ihm dann die Aachener Synode von 816 für das gesamte Frankenreich folgte. Diese Regel zielte in Nachahmung der apostolischen Lebensform auf ein Gemeinschaftsleben des Klerus mit gemeinsamem

Schlafund Speisesaal, das auf den liturgischen Tages- und Jahresablauf ausgerichtet war. Dabei wurde kein asketisches Armutsideal gleich dem der Mönchsgemeinschaften erstrebt, sondern Privateigentum war den Klerikern ausdrücklich gestattet. Damit sollte die Durchführung eines geregelten Chordienstes als oberstes Ziel ökonomisch abgesichert werden.

Ab dem 10. Jahrhundert kam es vermutlich aus Gründen einer besseren Effektivität und Praktikabilität zu einer Aufteilung des wohl ursprünglich gemeinschaftlich verwalteten Stiftsguts in Einzelpfründen. Die Pfründen bildeten seither die wirtschaftliche Grundlage des Kanonikats. Ihr Ertrag setzte sich zusammen aus den Einkünften an Korn und Wein, die aus den Gütern erwirtschaftet wurden, die zur jeweiligen Pfründe gehörten. Zur Pfründe rechnete man weiterhin einen Chorherrenhof samt Zubehör. Die Aufteilung des Gemeinschaftsbesitzes hatte nämlich auch eine Auflösung des Gemeinschaftslebens zur Folge. Unsicher ist sich die Forschung, wie lange ein derartiges Einzelpfründensystem, das den Klerikern die Fähigkeit einer sorgfältigen und umsichtigen Eigenwirtschaft bzw. einer guten Haushaltsführung abverlangte (sie waren damit von

vornherein weit mehr als nur für die Seelsorge verantwortliche Geistliche), tatsächlich von wirtschaftlichem Belang war. In Stuttgart zum Beispiel wurden die Chorherren seit dem 14. Jahrhundert schon wieder aus einem Gesamtvermögen mit einem in seiner Höhe je nach Position festgesetzten Lohn besoldet. Vermutlich hatten negative Erfahrungen, die man zuvor mit Einzelpfründen und ihrer Eigenverwaltung gemacht hatte, zur neuerlichen Zentralisierung des Stiftsvermögens geführt. Hatte man ein Mindestalter von in der Regel 18 Jahren, den Mindestweihegrad eines Subdiakons, keine körperlichen Gebrechen und eine ehrliche, eheliche Abkunft, konnte man – bei entsprechendem Bildungsgrad und gehörigen Beziehungen – in ein Stiftskapitel aufgenommen werden und damit auch in den Besitz einer Pfründe gelangen. Ausnahmen von den strikten Zugangsbestimmungen, die man per päpstlichen Dispens erwerben konnte, kamen aber immer wieder vor. Die Pfründe stellte in einer Zeit, in der das Geldwesen noch kaum entwickelt war, eine vielseitig nutzbare Größe dar, umso mehr als das Kanonikat nicht unmittelbar an die Seelsorge gebunden, sondern eine sogenannte Sinekure



Siegel des Propsts Jacob Wick, der von 1471 bis 1496 dem Backnanger Stift St. Pancratius vorstand. Er starb erst 19 Jahre nach seinem 1496 – altershalber? – erfolgten Rücktritt.



Luftaufnahme der Großcomburger Kloster- bzw. Stiftsanlage von Nordosten aus dem Jahr 1983.

war. Große und kleine Herren bemühten sich daher, in den Besitz von Vogtei und Patronat über Stifte zu gelangen, was ihnen einen Einfluss auf die Kapitelwahl verschaffte. Bei Stiften der Säkularkanoniker ging dies umso leichter von statten, als hinter ihnen, anders als bei den Klöstern, kein mächtiger Ordensverband stand, sondern jedes Stift im Prinzip auf sich allein gestellt war. Ihren Einfluss nutzten die Herren dann, um Verwandte, Getreue, Umworbene mit einer Pfründe des Stifts auszustatten. Diese residierten vielfach nicht mehr vor Ort. Überhaupt wurde die Anwesenheitspflicht (Residenz) im Spätmittelalter im Zuge der Pfründenakkumulation, die damals gang und gäbe war, teilweise stark vernachlässigt, was wiederum die Hauptaufgabe des Stifts, die gemeinschaftliche Feier des Chordienstes, mehr und mehr in Frage stellte. Man führte daher bestimmte Geldzuweisungen ein, die an die Präsenz der Chorherren vor Ort gebunden waren. Gleichzeitig entwickelte sich das Institut der Kaplanei immer mehr zum eigentlichen Träger der liturgischen Aufgaben. Man hat Stifte als eine ganz besondere bzw. als intensivste Begegnungsstätte von Kirche und Welt bezeichnet.⁴ Damit spielt man auf die Lage von Stiften an, die sich bevorzugt «in der Welt», in Pfalzen, auf Burgen, in Städten befanden und nicht «abseits» davon wie so viele Klöster. Die Stiftskirche St. Peter zu Wimpfen im Tal lag sogar innerhalb eines alten römischen Kastells. Man will damit aber auch auf die kurz angesprochene Einflussnahme weltlicher Herren und die Folgen des Pfründenwesens hinweisen. Herrscher wie die Grafen, später Herzöge von Württemberg versorgten über Stiftspfründen ihre Kanzleiangehörigen, unterhielten auf diese Weise Diplomaten, Juristen, Höflinge, finanzierten so Professorengehälter. Die Kirche wurde mit ihrem Besitz und ihrem Personal ein ganz wesentlicher Faktor bei der Entstehung von moderner Verwaltung, Gesandtschaftswesen, Residenzkultur und Universitäten. Die über Pfründen versorgten Kleriker waren für all diese Verwendungen weitgehend abkömmlich. Umgekehrt bot sich ihnen die Möglichkeit einer Klerikerkarriere im Schatten weltlicher Herrscher.⁵ Der südwestdeutsche Stiftsklerus bietet hierfür etliche markante Beispiele wie z.B. die Brüder Vergenhans namens Jo-



Die Gründung der ehemaligen Stiftskirche St. Peter zu Wimpfen erfolgte in ottonischer Zeit (vor 954/55) und diente anscheinend zur Sicherung und Markierung der Wormser Bischofsherrschaft. Das Stift bestand bis 1803.

hannes (†1510) und Ludwig (†1512), die an zahlreichen Kirchen des Landes und darüber hinaus befreundet gewesen sind. Letzterer fungierte zeitweilig gar als Rat König Maximilians (1459–1519). Mit dem Schlagwort der «besonderen Begegnungsstätte» will man zudem die Konsequenz dieser im Stift besonders tiefen, wechselseitigen Durchdringung von Weltlichem und Geistlichem aufzeigen: die bemerkenswerte und das gesamte Mittelalter kennzeichnende Dauerhaftigkeit des Stiftswesens im Gegensatz zu den monastischen Bewegungen, die stets nur kurzen Epochen ihren Stempel aufzuprägen vermochten. Das ist mit der Charakterisierung des Stiftskirchenwesens als Leitfossil in der Geschichte gemeint, von der bereits die Rede war.

Doch was hat das alles noch mit Kirche, Frömmigkeit und Glauben zu tun? Nicht von ungefähr brandmarkte man diese Entwicklungen in der Vergangenheit mit dem nicht unproblematischen Begriff der «Entartung». Das bei vielen Klerikern offensichtlich fehlende Interesse am Gottesdienst wertete man als Verfall, ihre Dienste in und für die «Welt» sah man als verfehlte Verweltlichung, ihre Bemühungen, immer weitere Pfründen zu erlangen, verurteilte man als Habgier. Gegen die Aufhebung des Gemeinschaftslebens und den teils üppigen Wohlstand der althergebrachten Weltgeistlichen bzw. Säkularkanoniker richtete sich bereits im Zuge der Kirchenreform des 11./12. Jahrhunderts scharfe Kritik, die alten Ideale sträflich zu vernachlässigen. In deutlicher Abgrenzung zu den Säkularkanonikern entstanden seinerzeit neue Chorherren, die nun als Regularkanoniker bezeichnet werden, weil sie *secundum beati Augustini regulam* –, nach der auf verschiedenen Textzeugnissen fußenden bzw. aus einer speziellen Geisteshaltung inspirierten Regel des hl. Augustinus leben sollten. Konkret bedeutete dies eine strikte Betonung von Armut, was sich zum Beispiel im Tragen billiger Stoffe niederschlug, und von manueller Arbeit als asketischer Übung und zur Sicherung der eigenen Existenz. Schon vor 1116

wurde etwa in Backnang ein solches Stift regulierter Augustiner Chorherren gegründet. Auch das 1178 gestiftete Stift in Adelberg war ein solches reguliertes Stift. Die darin lebenden Prämonstratenser Chorherren (und bis 1476 auch Chorfrauen!) lebten so klosterähnlich, dass man im Falle Adelbergs bis heute von einem Kloster spricht. Eigentlich ist das nicht richtig!

Nach neueren Erkenntnissen muss man mit solchen Verurteilungen des spätmittelalterlichen Stiftskirchenwesens aber vorsichtig sein, weil sie vielfach an den Gegebenheiten der Vergangenheit vorbeischießen. Dienst für Herrschaft war nicht einseitig, keine bloße Instrumentalisierung, sondern war auch für Kirche und Klerus von Nutzen. Überhaupt war dieser Dienst nicht so weitreichend, wie uns manche Historiker glauben machen wollen, sondern entsprach den Erfordernissen eines noch unfertigen Gebildes auf dem Weg zum modernen Staat. Kirchliches und Weltliches gingen stets Hand in Hand: Stifte blieben immer kirchliche Einrichtungen, deren Hauptfunktion im Gottesdienst bestand. Weltliche Herren hatten daran ein eigenes Interesse. Denn die Kleriker beteten für das Gedeihen von Land und Dynastie, stellten als Mittler zwischen Gott und Mensch das künftige Wohlergehen sicher. Die Kleriker waren aus finanziellen Gründen vielfach zur Pfründenhäufung gezwungen. Mehr noch brachte sie das klerikale Selbstverständnis dazu: Die oft teuer bezahlten Rechte, Privilegien und Titel erhöhten den eigenen Status, ihre Vermehrung führte auch einen weiteren Zuwachs an Ansehen herbei. Vor allem aber geben neue Untersuchungen zu bedenken: Das Bild des im Spätmittelalter generell dekadenten, pflichtvergessenen, ungebildeten, unfrommen, ungeistlichen Stiftsherrn ist überzeichnet und gibt im Kern die von eigenen Interessen bestimmte Sicht von Kirchenreformern und insbesondere der Reformatoren wieder. Veränderungen des Stiftsinnenlebens und der Stiftsorganisation erscheinen demnach nicht länger als spiritueller Verfall, sondern als zeitgemäße Vorgehensweisen zur Bewahrung des ursprünglichen Sinngehalts der Institution.⁶ Und so verstanden, ist auch die im 15. Jahrhundert begegnende Umwandlung von Benediktinerklöstern in weltliche Chorherrenstifte, wie es 1488 beim Kloster Großcomburg geschah, weniger als Ausdruck kirchlichen Verfalls, sondern vielmehr als erfolgreiche Reform zu interpretieren.⁷ Immerhin bestand das Stift dann noch bis 1803!

Mit der Einführung der Reformation verschwand zumindest in Württemberg die jahrhundertelange Einrichtung der Stifte. An die Stelle der Kanonikerkollegien traten jetzt (an Zahl weit weniger) protestantische Geistliche; aus dem vormaligen Stiftskirchenbesitz wurde das Armen- und Krankenwesen mitfinanziert. Was freilich vielfach blieb oder in Zeiten historischer Besinnung zurückkehrte, war die Bezeichnung des jeweiligen Kirchenbaus als «Stiftskirche», als welche sie heute noch etwa in Stuttgart als ein Wahrzeichen der Stadt firmiert. Das neue Handbuch, das unter Mitwirkung von über 80 Autorinnen und Autoren aus Wis-



Ansicht des Prämonstratenserstiftes Adelberg im Kieserschen Forstlagerbuch von 1685. Das Stift wurde 1178 anscheinend als Niederlassung für Männer und Frauen unter staufischer Ägide gegründet; 1476 wurde der Frauenkonvent nach Lauffen verlegt.

senschaft, Archivwesen, Museen, Denkmalpflege und kompetenter Heimatforschung erstellt worden ist, ist als Katalog von A wie Adalungzell bis Z wie Zeil aufgebaut. Die betreffenden Artikel sind annähernd nach dem gleichen Schema aufgebaut. Entsprechend bietet sich eine Lektüre nach Einzelabschnitten oder -aspekten an, je nachdem wie es um die regional-lokale bzw. thematische Interessenslage des jeweiligen Lesers steht. Genauso gut kann man es aber auch von vorn nach hinten durchlesen, um das Phänomen Stift in seiner historischen Relevanz für den Raum des Bundeslandes Baden-Württemberg und möglicherweise darüber hinaus erund umfassen zu können. Spannend und relevant genug ist die Geschichte der Stifte im deutschen Südwesten allemal.



Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg
Das von Sönke Lorenz (†), Oliver Auge und Sigrid Hirbodian herausgegebene «Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg» erschien 2019 beim Thorbecke-Verlag. Der 720 Seiten starke und mit 380 teilweise farbigen Abbildungen, Grundrissen und Karten ausgestattete Band kostet 58 EUR.

Epitaph von Ludwig Vergenhans in der Stuttgarter Stiftskirche. Zu sehen ist der Propst des Heiligkreuz-Stifts in seinem Klerikergewand. Er hält ein Buch in seiner rechten Hand zur Unterstreichung seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit; unten links sein Familienwappen.

Anmerkungen

- 1 Sönke Lorenz (†), Oliver Auge, Sigrid Hirbodian (Hrsg.), Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg, Ostfildern 2019.
- 2 Siehe dazu schon Sönke Lorenz/Oliver Auge, Vorwort, in: Dies. (Hrsg.), Die Stiftskirche in Südwestdeutschland. Aufgaben und Perspektiven der Forschung (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 35), Leinfelden-Echterdingen 2003, S. VII f., hier S. VII.
- 3 Zum Stichwort «Leitfossil» siehe Peter Moraw, Stiftskirchen im deutschen Sprachraum. Forschungsstand und Forschungshoffnungen, in: Lorenz/Auge (Hrsg.), Stiftskirche in Südwestdeutschland (wie Anm. 2), S. 55–71, hier S. 71.
- 4 Bernd Schneidmüller, Verfassung und Güterordnung weltlicher Kollegiatstifte im Hochmittelalter, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Kanon. Abt. 103 (1986), S. 115–151, hier S. 115 in Fortführung von Peter Moraw, Über Typologie, Chronologie und Geographie der Stiftskirche im deutschen Mittelalter, in: Untersuchungen zu Kloster und Stift, hrsg. v. Max-Planck-Institut für Geschichte (Veröffentlichungen des MPIG, Bd. 68; Studien zur Germania Sacra, Bd. 14), Göttingen 1980, S. 9–37, hier S. 11.
- 5 Dazu für Württemberg insgesamt Dieter Stievermann, Landesherrschaft und Klosterwesen im spätmittelalterlichen Württemberg, Sigmaringen 1989; Johannes Wülk, Einfluß der württembergischen Grafen auf die Wahl der Propste bzw. Äbte in der unter ihrem Schutze stehenden Stiften und Klöstern. Ein Beitrag zur Kirchenpolitik der Grafen von Württemberg, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 23 (1914), S. 242–255; Ders., Hans Funk, Die Kirchenpolitik der Grafen von Württemberg bis zur Erhebung Württembergs zum Herzogtum (1495) (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, Bd. 10), Stuttgart 1912. – Als Fallbeispiel Oliver Auge, Stiftsbiographien. Die Kleriker des Stuttgarter Heilig-Kreuz-Stifts (1250–1552) (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 38), Leinfelden-Echterdingen 2002.
- 6 Guy P. Marchal, Die Welt der Kanoniker. Das Institut des weltlichen Kollegiatstifts unter historisch-anthropologischer Sicht, in: Sönke Lorenz, Oliver Auge (Hrsg.), Die Stiftskirche in Südwestdeutschland. Aufgaben und Perspektiven der Forschung (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 35), Leinfelden-Echterdingen 2003, S. 73–84.
- 7 Oliver Auge, Verfall oder Reform? Die Umwandlung des Klosters Comburg in ein Säkularkanonikerstift, in: Klaus Beuckers (Hrsg.), Kloster Großcomburg. Neue Forschungen, Regensburg 2019, S. 39–46.



Am 2. Oktober 1940 holte ein roter Reichspostbus der »Gemeinnützigen Krankentransport GmbH« (Gekrat) Patienten der Anstalt Liebenau ab und brachte sie direkt nach Grafeneck. Dort wurden sie am selben Tag in der Gaskammer ermordet.

»Die berüchtigten grauen Busse ...« – ein Mythos? Rezeption und Fiktionalisierung der NS-Krankenmorde

Martin Rexer

Achtzig Jahre ist es her, dass, nicht nur im deutschen Südwesten, sondern im ganzen Deutschen Reich Heil- und Pflegeanstalten offiziell angewiesen wurden, Patientinnen und Patienten zur »Verlegung in eine andere Anstalt« bereitzuhalten.¹ Am 18. Januar 1940 wurden in der damaligen Pflegeanstalt Eglfing-Haar 25 Männer von einem Kraftomnibus der Deutschen Reichspost im Auftrag der Gemeinnützigen Kranken-Transport GmbH (Gekrat) abgeholt. In einem Begleit-PKW fuhr Horst Schumann (Tarnname »Dr. Klein«), der ärztliche Direktor der »Landespflegeanstalt Grafeneck«, als Transportleiter mit zu der großen Heil- und Pflegeanstalt im Osten von München. Hermann Pfannmüller, Direktor

der Klinik Eglfing-Haar, ein fanatischer Nationalsozialist und »Rassen- und Erbbiologe«, hatte die Meldebogen für seine Patienten besonders eifrig ausgefüllt und als erster nach Berlin zurückgesandt. Sein »Engagement« fand Anerkennung und er durfte weiterhin als Gutachter (gegen Bezahlung) »unnütze Esser« in den Anstalten selektieren. Der Transport ging ins Württembergische, nach Grafeneck. Was erwartete die 25 Männer, als der Transport im tiefsten Winter in der entlegenen »Landespflegeanstalt«, einem ehemaligen Jagdschloss bei Gomadingen, ankam? Der Tod. Die Verbrennung. Ihre Ausplünderung und die restlose Auslöschung. Sie sind die ersten Opfer der systematisch-industriellen Ermordung von Menschen durch die Nationalsozialisten überhaupt. Und Grafeneck war die erste Tötungseinrichtung des Massenmords.

Nach der Ankunft wurden die Männer oberflächlich untersucht, mussten sich ausziehen, wurden fotografiert, kamen dann in die eingerichtete Gaskammer und wurden mit Gas erstickt. Nach 30–60 Minuten wurde die Gaskammer wieder geöffnet und die Ermordeten in den nahegelegenen Krematoriumsöfen verbrannt. Mit ihrer Ankunft setzte die bürokratische Abwicklung ihres Lebens und Sterbens ein. In der Verwaltung im Schlosstrakt von Grafeneck waren 40 bis 60 Personen damit beschäftigt, das Mordgeschehen zu organisieren und die Vorgänge in der Anstalt auf der Schwäbischen Alb zu verschleiern. Ihre Aufgabe: Angehörige täuschen, sie scheinheilig vom »Ableben« ihrer Liebsten informieren und sie über die Todesursachen anlügen. In den sogenannten Trostbriefen heißt es, *dass der Tod bei diesem schweren Leiden eine Erlösung für die Betroffenen war*. Im eigens eingerichteten »Sonderstandesamt Grafeneck« beurkundete man den Mord mit erfundenen Todesursachen, verlegte das Sterbedatum um mindestens zwei Wochen später und kassierte für diese Zeit Pflegegelder der Kostenträger. Währenddessen hatte man schon längst die nächste »Verlegung« organisiert: Zwei Tage später holt Schumann mit Kollegen weitere Opfer aus Eglfing-Haar ab. Diesmal sind es



Die Busse kamen von der Reichspost. Ein roter Postbus der »Gekrat« vor dem Wirtschaftsgebäude in Grafeneck. Laut Fahrzeugliste der Post wurde dieser Daimler-Benz Kraftomnibus am 9. August 1940 an die Reichspost ausgeliefert.

47 Frauen, die mit zwei Reichspostbussen transportiert werden. Das Ganze nennt sich »Aktion T4« und ist Teil eines von den Nationalsozialisten systematisch geplanten Krankenmordgeschehens in der Zeit von 1937 bis 1945. Schätzungen gehen von mindestens 300.000 Opfern aus, die in verschiedenen »Aktionen« umgebracht wurden. Meiner Ansicht nach verbietet es sich, hier von »Euthanasie« zu reden. Den Opfern sollte in keinsten Weise Leiden erspart werden, im Gegenteil: Den Betroffenen und ihren Angehörigen wurde unermessliches Leid zugefügt. In Grafeneck dauerte die Tötung vom Januar bis Dezember 1940. Nach der vorläufigen Einstellung der reichsweiten Gasmordaktion im August 1941 hatten die 40 betroffenen württembergischen und badischen Einrichtungen etwa die Hälfte ihrer Patientinnen und Patienten verloren. Ungefähr 8500 Männer, Frauen und Kinder aus dem heutigen Baden-Württemberg wurden in Grafeneck ermordet.²

Wie redet man über solch ein Menschheitsverbrechen? Wie tauscht man sich aus über das, wofür man keine Worte finden kann? Wie spricht man über etwas, das eigentlich unsagbar ist? In den vergangenen Jahrzehnten ist viel geforscht und geschrieben worden über die Verbrechen an psychisch Kranken und körperlich Behinderten. Dem Schweigen und Vertuschen, das noch bis in die 1960er- und 70er-Jahre den Umgang prägte, wurden mittlerweile bis ins kleinste Detail gehende Forschungen und sorgfältige Analysen entgegengesetzt. Allein diese Aufklärung kann einem der Ziele der Nationalsozialisten, nämlich die Opfer und die Verbrechen aus der Welt und aus unserer Erinnerung zu löschen, entgegenwirken.

Ich habe 1990 am Psychiatrischen Landeskrankenhaus Zwiefalten an einer Ausstellung zur NS-Vergangenheit der Anstalt und ihrer Verstrickung in die Krankenmorde mitgearbeitet.³ Bei Recherchen hierzu wurde im Zusammenhang mit den »Verlegungen« der Patientinnen und Patienten von Zwiefalten nach Grafeneck häufig die Formulierung *die grauen Busse* verwendet. Dieser Begriff befremdete mich schon damals. Bis heute hat mich diese Form des Redens über das schwer Sagbare beschäftigt und ich habe mich mit der Genese und den Konjunkturen dieser Formulierung (Wortfolge) auseinandergesetzt. Im Folgenden werde ich die Fiktionalisierung der NS-Krankenmorde aufzeigen. Ich möchte darlegen, wie sich der Begriff »die grauen Busse« verfestigt und allgegenwärtig wird, aber damit auch eine Dominanz erlangt, die einer umfassenden Aufklärung der Vergangenheit zuwiderläuft. Die Formulierung *die grauen Busse* selbst reicht keineswegs die achtzig Jahre zurück, welche seither vergangen sind. Damals sprechen die Menschen von Omnibussen, Kraftomnibussen, Autobussen, Kraftwagen, Autos oder Wagen. Die Kurzform »Bus« setzt sich in der Deutschen Sprache erst in den 1980er-Jahren durch. In zeitgenössischen Schilderungen der Deportationen findet sich eine unglaubliche Vielzahl der Benennungen der Transportfahrzeuge: »Autobusse mit undurchsichtigen Fenstern«, »große rotgestrichene Omnibusse«, »das graue

Auto der SS», «Omnibusse mit blinden, weiß angemalten Fenstern», «die Autos», «die Wagen», «eine Art Polizeiwagen», «Flüsterkutsche», «Himmelfahrtautos», «Teufelskarren» und auch «die Mordkiste». Und wenn es um die Farbigkeit dieser Gefährte geht, ist in den zeitnahen Schilderungen alles dabei: rot, grün, blau, grau, dunkel, schwarz. Die Auswahl hier ist nicht repräsentativ. Aber bei aller notwendigen Quellenkritik ist diese auffällige Beredtheit doch auch als ein Versuch zu werten, um Worte, Formulierungen und Bilder für etwas zu finden, das bislang nicht sagbar war und nicht zur Sprache kam. Die Vielfalt der Beschreibungen zeugt davon, dass die Bezugnahme auf andere Schilderungen noch relativ gering ist. Dies ändert sich schon wenige Jahre später in der Zeit von 1947 bis 1950. Hier hört und liest man vermehrt von «in grau gestrichenen Omnibussen», «in den Omnibussen waren die Fenster dunkel gestrichen», «drei Autos, dunkle, schwarze Wagen, mit abgeblendeten Fenstern», «den später allgemein bekannten, grauen, verhängten Omnibussen», «den so gefürchteten grauen Omnibussen», «den hässlichen grauen Omnibussen», «den berüchtigten Todeswagen», «den grauen Wagen». Die Erinnerung verdunkelt sich zunehmend; vormals viestimmige und farbige Zeugnisse werden eingeebnet zu einer einfarbigen, emotional aufgeladenen, düster grauen Bildformel. Durch eine stärkere Bezugnahme auf Schilderungen anderer Zeugen – die allgemein bekannten, die gefürchteten, die berüchtigten – tragen die Chronisten zu einer Vereinheitlichung der Benennung der Deportationsfahrzeuge bei. Der gemeinsame Nenner dunkle, graue Fahrzeuge, diese Wendung ins Dunkle und Ungewisse hat – so vermute ich – auch etwas mit der in der deutschen Nachkriegsgesellschaft diskutierten Frage nach Schuld und Verantwortung zu tun. Das Grau wird zur manifesten Unsichtbarkeit: Die Tarnfarbe entzieht den Sachverhalten

die Sichtbarkeit, fern allen Wissens wird die Farbe zur reinen Empfindung, erhält psychologische Bedeutung – ja, sie macht die Erzähler und Zuhörer gar selbst zu «Opfern». Viele Jahre später formuliert der Geschäftsführer der Samariterstiftung, dem Träger des Samariterstifts Grafeneck, Karl Morlok: *Wie eine Todesdrohung gegenüber jedermann fuhr die grauen Omnibusse durch das Land.*⁴

Aber wie war es denn wirklich? Es gibt aus Prozessen der Jahre 1961 und 1965 gegen die Hauptverantwortlichen der NS-Krankenmorde die Aussage des für Organisation und Fahrzeugwesen zuständigen T4-Mitarbeiters Richard von Hegener: *Anfänglich hatten wir fast ausschließlich Fahrzeuge von der Deutschen Reichspost. Der Reichspostminister hatte mir eine Bescheinigung des Inhalts ausgestellt, daß die in der Bescheinigung genau bezeichneten Fahrzeuge in jeder Reparaturwerkstatt der Deutschen Reichspost bevorzugt repariert werden konnten. Es hätten sich Schwierigkeiten ergeben können, weil ja diese Fahrzeuge während des Einsatzes bei der T4 nicht von Postbeamten, sondern von Zivilisten gesteuert wurden. In dieser Bescheinigung war die Bezeichnung «Sonderstaffel von Hegener» geprägt worden. Die Fahrzeuge unterstanden der Gekrat. Diese trat aber nach außen hin nicht in Erscheinung, infolgedessen war für die Postfahrzeuge von der Staffel von Hegener die Rede.*⁵ In einer Vernehmung vom 23. Juni 1961 hatte er zum Erscheinungsbild ausgeführt: *Die Omnibusse wurden äußerlich zunächst nicht mit einem Tarnanstrich versehen. Sie wurden vielmehr mit dem roten Außenanstrich und der RP-Nummer benutzt; erst etwa nach der Hälfte der Aktion wurden sie – ebenso wie die Reichspostomnibusse – mit dem grauen Tarnanstrich (Luftschutz) versehen. Es hätte gar nicht in unserem Sinne gelegen, diese Omnibusse für ihre Wahrnehmung in der Öffentlichkeit besonders kenntlich zu machen und herauszustellen.*⁶

Die Busse waren gar nicht anonym, sie waren wohlbekannt bei den Pflegerinnen, bei den Patienten, bei den Ärzten, bei den Anwohnern der Heil- und Pflegeanstalten und in den Dörfern und Städten, welche die Fahrzeuge passierten, wenn sie zu den Tötungsanstalten fuhren: Es waren die Omnibusse der Deutschen Reichspost. Auf ihren Flanken prangte der Schriftzug «Deutsche Reichspost» mit dem NS-Hoheitszeichen «Adler mit Hakenkreuz im Eichenkranz». Das Autokennzeichen begann mit RP (Reichspost). Kennlich vor allem auch durch die Farbe des Fahrzeugs: Signalrot. Denn seit 1934 erhielten *als äußeres Zeichen der engen Verbundenheit der Deutschen Reichspost und der nationalsozialistischen Bewegung die bislang gelben Fahrzeuge der Reichspost die rote Farbe der Fahne der Bewegung.*⁷ Der Fahrzeugkorpus signalrot, die Fensterfront weiß abgesetzt, schwarze Kotflügel und Stoßstangen: Rot – Weiß – Schwarz: eine blecherne Hakenkreuz-Flagge auf Rädern. Wer übersieht das? Wer erinnert sich so ungenau, dass aus dem knallig-roten staatlichen Gefährt ein graues Etwas wird? Wer macht die Wagen zur «grauen Maus»? Warum dämonisiert man normale Reisebusse, wie sie die Kraftpost tagtäglich im regulären Personenreiseverkehr im ganzen Deutschen Reich einsetzte?

Der Bus war grau gestrichen; sogar die Fensterscheiben waren grau bemalt. Vermutlich, damit uns keiner sieht, damit uns keiner erkennt. Sie wollen uns wohl vor den Bomben der Engländer schützen, höhnte der junge Epileptiker, der sein Bündel neben meiner Bahre abgelegt hatte. Achtunddreißig Kranke sollten einsteigen. Gehste mit, biste hin.

Barbara Zoeko: Die Stunde der Spezialisten, Berlin 2017, S. 136

Der Landtag von Baden-Württemberg hat auf den 27. Januar 2020 zum «Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus» in die Gedenkstätte Grafeneck eingeladen. Die Einladung ist illustriert mit einer Schwarz-Weiß-Aufnahme von zwei Personenbussen, die – soweit es der gewählte Bildausschnitt erkennen lässt – vor einem Baum quer zueinander abgestellt sind. Zwei Personen in zivil, mit kurzärmeligen weißen Hemden und dunklen Hosen gehen um die Fahrzeuge herum. Die Fahrertür des vorderen Omnibusses ist geöffnet, geschlossene Vorhänge gestatten keinen Blick ins Innere der Fahrzeuge. Im Text der Einladung heißt es: Hier (M.R.: In Grafeneck) *begann im Januar 1940 der systematische und planmäßige Mord an Menschen mit psychischer Erkrankung und geistiger Behinderung. Die Opfer wurden in den berüchtigten «grauen Bussen» hierher deportiert. Grafeneck war Modell und zugleich Teil der industriellen Ermordung von Menschen im Nationalsozialismus.*

Zum besseren Verständnis des beschriebenen Fotos gebe ich hier weitere Kontextinformationen. Der verwendete Bildausschnitt stammt – wie auf dem Abbildungsnachweis vermerkt – von einem Schwarzweiß-Foto aus dem hessischen Staatsarchiv Wiesbaden. Dieses Bild ist – so vermute ich – das erste veröffentlichte Bild der Deportationen von Patienten in Tötungsanstalten. Ernst Klee publizierte es in seinem Klassiker «Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens» (1983). Die Bildunterschrift lautet: *Die Reichspostbusse der «Gekrat» in der Anstalt Eichberg.»*⁸ Von grauen Bussen keine Rede. Diese Benennung kam von anderen Autoren.



Anfahrt der Wagenkolonne der «Gemeinnützigen Krankentransport GmbH» vor der hessischen Anstalt Eichberg bei Wiesbaden. Die Aufnahme ist eines der ersten von Ernst Klee 1983 publizierten Bilder zu den Patienten-Deportationen in die Gasmordanstalten.



Abholung von Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Stetten mit Reichspostbussen der «Gekrat». Das linke Fahrzeug ist anhand der Beschriftung und der weiß abgesetzten Fensterfront eindeutig als roter Reichspostomnibus zu identifizieren. Diese Merkmale sind beim vorderen Bus nicht zu erkennen.

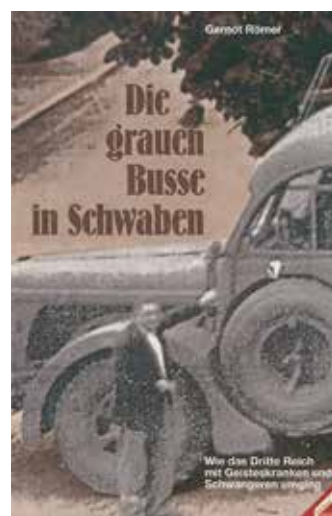
HA DS 3675-05



«Lothaler in front of coach». Der Fahrer des in Hartheim eingesetzten (roten) Reichspostbusses, eines mächtigen Dreiachlers des Typs Mercedes-Benz O 10 000, trägt abgesehen vom karierten Hemd eine Beamten-Uniform der Deutschen Reichspost.

So von dem Journalisten Gernot Römer, der 1986 ein weiteres Foto aus der Eichberg-Serie zur Illustration seiner Dokumentation «Die grauen Busse in Schwaben» nutzte. Wie er machten es noch viele andere Autoren, die sich aus dem «Archiv Klee» bedienten und ihre Studien mit den Eichberg-Fotos illustrierten, die Ernst Klee im Staatsarchiv Wiesbaden entdeckt hatte und die nun zu Bildikonen des Krankenmords wurden. Zugleich etablierte sich damit die begleitende Bildsignatur «die grauen Busse», die geradezu zwanghaft ritualisiert wurde. Und scheinbar genügt eine Schwarzweiß-Aufnahme, um einen Mythos zu begründen. Das Lay-Out der Landtags-Einladung hat sich die Freiheit genommen und lediglich einen Bildausschnitt der Aufnahme gewählt und zudem das Bild «gekontert», d.h. es spiegelverkehrt abgedruckt. Da auf einem Schwarzweiß-Foto alle Fahrzeuge grau erscheinen, lässt sich so eigentlich keine sinnvolle Aussage über die Farbe dieser Busse machen. Aber es gibt eine Spur, die uns eine Annäherung an das tatsächliche Erscheinungsbild der Fahrzeuge erlaubt. Auf dem Originalfoto, das Klee verwendet hat, kann man rechts eine dunkle Motorhaube erkennen. Es gibt von dem Geschehen in Eichberg eine ganze Reihe von Bildern. Der Historiker Gerd Ueberschär präsentiert ein weiteres in seiner Institutionengeschichte zur Deutschen Reichspost 1933–1945.⁹ Die unmittelbar zeitliche Nähe dieser Aufnahme zur Erstangeführten ist offenbar; die sommerliche Atmosphäre mit dem harten Schattenfall und der Person im kurzärmeligen Hemd, die anscheinend zum Fotografen blickt. Aber hier ist nun der dritte Bus der Fahrzeugkolonne zu sehen: ein Kraftomnibus der Deutschen Reichspost im offiziellen Erscheinungsbild. Mit Gewissheit lässt sich – auch auf einer Schwarzweiß-Abbildung – sagen: Dieser Bus ist rot la-

ckiert. Es erschließt sich nicht ganz, wieso bei der Gestaltung der Einladung des Landtages auf eine Aufnahme aus Hessen zurückgegriffen wird. Baden-Württemberg hat mehr zu bieten. Neben einer Serie von sieben geheim aufgenommenen Schwarzweißfotografien – einer Deportation von Patientinnen und Patienten der Heilanstalt Stetten mit Begleitpersonal und den Transportfahrzeugen, einem Reichspostbus und einem unidentifizierten weiteren Transportfahrzeug – gibt es zudem zwei Schwarzweißfotos eines Reichspostbusses (auch hier in der Farbe rot) mit Personal vor einem Wirtschaftsgebäude in Grafeneck. Oder die einzige Farbaufnahme einer Deportation mit einem solchen Reichspostbus, die sowohl Opfer, Täter und weitere Beteiligte zeigt. Dieses Bild ist einmalig, weil hier – im Gegensatz zu allen anderen hier vorgestellten Aufnahmen – die Quellenlage zur Entstehung eindeutig und gesichert ist.



Mit der Publikation «Die grauen Busse in Schwaben» des Augsburger Historikers Gernot Römer etablierte sich 1986 der Begriff der «grauen Busse» im deutschen Südwesten.

Dieses Foto, im Original ein Diapositiv, aufgenommen von Pfarrer Alois Dangelmaier, zeigt die Abholung von Patienten der Anstalt Liebenau am 2. Oktober 1940.¹⁰ (Eingangsbild) Wir sehen die Täter, wir sehen die Opfer, wir sehen den Deportationsort und wir sehen den roten Bus. Auf der linken Busflanke erkennt man die Beschriftung «Deutsche Reichspost» und das Hoheitszeichen in erhabener Druckgussausführung. Und wichtig: das Kennzeichen des Reichspostbusses: «RP 100 838». Dieses Fahrzeug, ein Daimler-Benz Omnibus O 3750, wurde von der Reichspost am 5. August 1940 angeschafft. Zum Zeitpunkt dieser Aufnahme ist es knapp 60 Tage her, dass es fabrikneu an die Reichspost ausgeliefert wurde. Dieser Bus wird noch 16 Tage lang der «Sonderstaffel von Hegener» zur Verfügung stehen; in den «normalen» Postreiseverkehrsbetrieb der Deutschen Reichspost – wenn die Einträge in der Fahrzeuginventarliste der Post stimmen – gelangte er erst am 18. Oktober 1940 am Betriebsort Bamberg.¹¹ Dieses Foto gibt uns das Handwerkzeug, um die Schwarzweiß-Aufnahmen von der Anstalt Eichberg neu zu interpretieren: Wir sehen auf diesen Bildern drei Omnibusse; einer ist ein signalroter Reichspostomnibus, zwei weitere – vermutlich auch aus dem Bestand der Deutschen Reichspost als «Sonderstaffel von Hegener» im Dienst für die Krankenmord-Organisation «T4» – in einer unbestimmten Farbe.

Bernburg an der Saale, hatten die beiden Weißkittel zum Fahrer gesagt. Wir fuhrten in dieser großen grauen Kiste. Keiner sollte uns sehen, keiner sollte uns erkennen. Wir schaukelten die Wege entlang, eine Art Gefängnis auf Rädern, längst isoliert von der Welt der Normalen, längst Angehörige eines anderen Reiches. Dass uns gar keiner sehen wollte, dass die Bewohner dieser Städtchen sich wegduckten, um nichts sehen zu müssen, das hatte die «gemeinnützige Krankentransportgesellschaft» nicht bedacht. Sonst hätten sie den alten Fahrzeugen der Reichspost wohl ihre leuchtende Farbe gelassen.

Barbara Zoeke: Die Stunde der Spezialisten, Berlin 2017, S. 142

Es wird in der Literatur immer darauf hingewiesen, dass die Post- oder Gekrat-Busse, die in der ersten Zeit ihre rote Lackierung behielten, nach einigen Monaten einen feldgrauen Tarnanstrich und abgedunkelte Glasscheiben erhielten.¹² Dies bezieht sich auf die schon erwähnte Aussage Richard von Hegeners, dass nach der Hälfte der «Aktion» die Busse mit dem grauen Luftschutz-Tarnanstrich versehen wurden. Dies geschah offensichtlich noch nicht am 2. Oktober 1940, dem Zeitpunkt des Deportationsfotos in der Anstalt Liebenau. Eine graue Lackierung war bei Neufahrzeugen aber erst ab Mitte 1942 der Fall. Aus Gründen der Einsparung von Material und Arbeitskräften verordnete der Generalbevollmächtigte für das Kraftfahrwesen: Die Lackierung (von Omnibussen M.R.) erfolgt ohne Spachtelung in vereinfachtem Anstrich nach RAL 46. (dunkelgrau für Militärfahrzeuge M.R.) *Sämtliche Außenbeschriftungen, Wappen oder sonstige*



Betriebsausflug der Belegschaft der Gasmordanstalt Hartheim (Linz) im Winter 1940/41 mit einem der Busse der Deutschen Reichspost (Fahrzeugkennzeichen: RP-100 855). Die Personen von links nach rechts: unbekannt, Werner Dubois, Pflegerin Gertrude Blanke (Pfeil), Finanzchef Hans-Joachim Becker (?), Helene Hintersteiner (Büro), Pflegerin Elisabeth Vallaster (?), zwei Personen unbekannt.

*Ausschmückungen fallen fort. Lediglich Name und Betriebsitz des Unternehmers sind rechts seitlich in einfacher Ausführung anzubringen.*¹³ Der Erlass datiert auf den 11. Juli 1942. Zu diesem Zeitpunkt war die Gasmordaktion an Anstaltspatienten auf Anweisung Hitlers reichsweit schon über ein Jahr beendet. Aber die Gekrat fuhr mit ihren Bussen weiter – holte von T4-Ärzten ausgemusterte Häftlinge aus KZs und brachte diese zu den Tötungsanstalten Hartheim, Bernburg und Sonnenstein/Pirna zur Vergasung. Hitlers Stopp der Aktion bezog sich allein auf den Gasmord an Pflegelingen von Heil- und Pflegeanstalten. Transportdienste mit den Fahrzeugen der Reichspost und eigener (?) Gekrat-Fahrzeuge fanden bis Anfang 1945 statt. Deshalb lässt sich wegen der fehlenden Datierung der Eichberg-Aufnahmen nicht sagen, ob das berühmt gewordene Bild überhaupt zur Zeit der Gasmordaktion an den Anstaltsinsassen (für Hadamar Januar 1941 bis August 1941) gemacht wurde.

Ungeklärt muss bleiben, ob und wann Reichspost-Omnibusse der «Sonderstaffel von Hegener» zum Luftschutz grau überstrichen wurden. In «luftempfindlichen» Gegenden (so der zeitgenössische Ausdruck für Gefährdung) wäre dies ja durchaus geboten. Für das Einsatzgebiet der in Grafeneck und in Hartheim stationierten Reichspostbusse der Gekrat trifft dies aber nicht zu: Südwestdeutschland gilt im Gegensatz zum westlichen Reichsgebiet bis Ende 1940 als «nicht luftkriegsgefährdet». Die ersten Luftangriffe im Südwesten (z.B. auf Mannheim) datieren auf den 16. Dezember 1940; in die Tötungsanstalt Grafeneck fand am 13. Dezember 1940 die letzte Verlegung statt. Zwanzig Männer und Frauen der evangelischen Heilanstalt Marienberg werden an diesem Tag in der Gaskammer ermordet. Danach stellt die Mordanstalt Grafeneck ihre Arbeit ein. Der Großteil des Personals wird versetzt nach Hadamar und setzt dort das T4-Mordprogramm von Januar 1941 bis 1945 fort.¹⁴

Für den in Berlin stationierten Richard von Hegener dauert «Die Aktion» von 1940 bis 1944. Die Arbeit des T4-Managers ist nach Einstellung der Aktion an den Anstaltspatienten im August 1941 mehr oder weniger die gleiche: Er organisierte vorher die Deportation der Menschen in die Gasmordanstalten (die von Hegener mit den notwendigen Gasflaschen versorgt) und später ihre Verbringung von ihren Ursprungsanstalten in andere Einrichtungen (auch mit den Reichspostbussen der Gekrat), welche er mit den zur Tötung der Patienten notwendigen Medikamenten beliefert.¹⁵ Von Hegener organisiert Fahrzeuge, er managt Transportkapazitäten. Unterstützung erhält er von der Deutschen Reichspost. Als Reichspostminister Wilhelm Ohnesorge in die geplante Krankenmordaktion eingeweiht wurde, stellte er der «Reichsarbeitsgemeinschaft» in der Tiergartenstraße 4 eine Anzahl Postfahrzeuge auf unbestimmte Zeit zur Verfügung.¹⁶ Unter dem vagen Begriff «Anzahl» müssen wir uns ein Minimum (!) von 30 Fahrzeugen vorstellen. Ernst Klee listet für den Grafenecker Fuhrpark: drei Omnibusse, zwei Pkw und einen roten Postlieferwagen.¹⁷ Diesen Bestand von sechs Fahrzeugen mindestens mal vier (so viele Gasmordanstalten existieren gleichzeitig) ergibt 24, und die Zentrale in der Berliner Tiergartenstraße 4 war auch mit mindestens sechs Fahrzeugen ausgestattet.¹⁸ Dazu stellt die Reichspost der T4 1942 ein ihr gehörendes Haus in der Berliner Wilhelmstraße 43a für Büroräume der «Zentralverrechnungsstelle Heil- und Pflegeanstalten», die Wirtschaftsabteilung der T4 und die Fotoabteilung zur Verfügung.¹⁹ Es verwundert dann auch nicht, dass der «Alte Kämpfer» Postminister Wilhelm Ohnesorge (NSDAP-Mitgliedsnummer 42) zu seinem 70. Geburtstag 1942 von Hitler eine (steuerfreie) Dotation von 250.000 RM für den «langjährigen unermüdlichen Einsatz für die NS-Bewegung und die besonderen Verdienste bei der Durchsetzung des NS-Gedankengutes in der Postorganisation» erhält.²⁰

Die Frage der Farben sei an einem weiteren Beispiel durchgespielt. In Zusammenhang mit der Tötungsanstalt Hartheim existiert diesbezüglich ein aufschlussreicher Bestand an Fotografien.²¹ Weitere Aufnahmen mit Ansichten von Omnibussen aus dem Hartheim-Konvolut belegen die Omnipräsenz von roten Reichspostautobussen: Das Foto «Exhibit X-6a Otto Schmidtgen (Brenner)» zeigt einen roten Kraftomnibus der Deutschen Reichspost, wie die weiß abgesetzte Fensterfront sowie der scharf angeschnittene Buchstabe D am rechten Bildrand es nahelegen. Beim letzten Bus-Foto dieser Reihe «Lothaler in front of coach» ist die Kleidung des Fahrers Lothaler auffällig: Er trägt zumindest Teile der Postdienstkleidung. Die Schirmmütze mit schwarz-weiß-roter Reichskokarde auf dem Besatzstreifen über dem Schirm und darüber das Hoheitszeichen des Deutschen Reichs, der nationalsozialistische Parteia德勒 mit Hakenkreuz im Eichenkranz, sowie einen Rock (die Jacke) der Postbeamtenuniform mit offenem Kragen und zwei Knopfreiern.²² Das gemusterte Hemd entspricht nicht der Dienstvorschrift. Trug er die Uniform, wenn er die Frauen, Männer und Kinder aus den Einrichtungen abholte?

Wer fotografiert wann was aus welchem Grund? Selbst wenn wir eine gewisse «Zufälligkeit» von Fotografie (und ihrer Überlieferung) berücksichtigen, den Bildquellen mit radikalem Zweifel begegnen und sie einer strengen Befragung unterziehen²³ und wenn wir den naiven Kurzschluss unterlassen, vom Grau der Schwarzweiß-Aufnahmen auf ein entsprechendes Pendant damals vor der Kamera zu schließen, dann belegen die hier vorgestellten fotografischen Quellen, dass für den Südwesten des damaligen Deutschen Reichs die Gekrat fast ausschließlich Omnibusse der Deutschen Reichspost benutzte, die bis 1942 in der damals üblichen Farbe der Reichspost – Signalrot – unterwegs waren.

Bei den mündlichen Zeugnissen zu den Transportfahrzeugen lässt sich eine Veränderung der Überlieferung feststellen.²⁴ Während die historisch nahe am Geschehen getroffenen Aussagen zur Farbe der Transportbusse (erste Berichte und Zeugenaussagen in frühen Prozessen) noch divers und in den Farben eher bunt sind, entwickelt sich im Laufe der Zeit ein Kanon einer einfarbig grauen Überlieferung. Spätestens ab den Gerichtsprozessen Ende 1950er- und der 1960er-Jahre erinnern und sprechen die «Zeitzeugen» fast nur noch von grauen Bussen. Ein «mitten aus der Zeit» uns berichtender Zeuge ist Victor Klemperer. In seinen publizierten Tagebüchern aus der NS-Zeit berichtet er von Gerüchten zu den Krankentransporten in die Anstalt Pirna. Klemperer notiert am 21. Mai 1941 nach einem Besuch bei einer Bekannten in Pirna, die selbst an einem Krankenhaus beschäftigt ist, folgende Bemerkungen dieser Frau: *Der*

Chauffeur Franz Mayrhuber auf einem Hartheimer Bild vor einem Bus der Deutschen Reichspost, zu erkennen an dem wie bei allen Omnibussen der Reichspost üblichen Briefkastenschlitz in der Einstiegstür vorn.



Sonnenstein ist schon längst nicht mehr die Landesirrenanstalt. SS hat ihn. Sie haben ein eigenes Krematorium gebaut. Mißliebige werden in einer Art Polizeiwagen heraufgebracht. Der heißt hier allgemein «die Flüsterkutsche». Danach erhalten die Angehörigen die Urne. Neulich hat eine Familie zwei Urnen auf einmal erhalten. – Wir haben jetzt reinsten Kommunismus. Aber der Kommunismus mordet ehrlicher.²⁵ Ein privates Gespräch 1941.

Also ist es wahr, was man gelegentlich hört. Dass ihr sie alle umbringt. Dass ihr hohe Ideale mit höchster Gemeinheit verbindet. Dass diese grauen Busse Kranke hin- und herfahren, um diese armen Geschöpfe schließlich in eine Dusche zu führen, aus der sie lebend nicht mehr herauskommen, (...) damit sie die Keimbahn der großen Blonden nicht verunreinigen.

Barbara Zoek: Die Stunde der Spezialisten, Berlin 2017, S. 236

Der österreichische Dichter Alfred Kolleritsch brachte es auf den Punkt: Die Spuren hinterlassen die Welt.²⁶ Wir Nachgeborenen sollten uns dieser Verantwortung bewusst bleiben. Die Täter und ihre Helfer legten alles daran, ihre Spuren zu beseitigen. Schon beim Personal in den Anstalten, bei den Anwohnerinnen und Anwohnern – Zeitgenossen, bystander, Mitläufer – trübt sich die Erinnerung; auch um die eigene Position, die Beteiligung, das Nicht-Aufbegehren, das Nicht-Handeln zu rechtfertigen. Diese Haltung verstärkt sich, als mit den Prozessen und der aufkommenden Forschung die wahren Dimensionen der Verbrechen deutlicher werden. Die Spuren werden übergangen, verwischt, umgedeutet und umgeschrieben. Die grauen Busse sind auch eine Spur, die wir kommenden Generationen hinterlassen. Bemerkenswert und der Kritik würdig ist dies, wenn das von einem Mahnmal ausgelöst wird, wel-

ches die Erinnerung an die Opfer wecken und bewahren möchte. Das «Denkmal der grauen Busse» des Künstlers Horst Hoheisels und des Architekten Andreas Knitz für die Stadt Ravensburg und die Anstalt Weissenau.²⁷ Nur 15 Kilometer von der Anstalt Liebenau entfernt, von der das Farbfoto mit dem roten Bus überliefert ist, besinnt man sich 2007 darauf, das mittlerweile gut erforschte Krankenmordgeschehen mit einem grauen Bus in Beton in Szene zu setzen, hat nicht einmal Skrupel, das Kunstwerk mit einer Schwarzweiß-Abbildung der bekannten Liebenau-Fotografie zu illustrieren. Der mutige Horst Hoheisel, der einmal das Brandenburger Tor schreddern lassen und den Schotter als Streugut auf den Gehwegen im Stadtzentrum von Berlin verteilen wollte, nimmt es mit den Farben offenkundig nicht ganz genau. Gut, so eine Denkmal-Idee entwickelt sich auch aus dem Input, welchen die Künstler mit der Ausschreibung und der Aufgabenstellung solcher Erinnerungsorte durch die «Vor-Ort-Aktiven» erhalten. Sicher ist es auch eine Frage, wer die Entscheider und die Macher solcher Projekte sind. Ich habe hier bewusst die männliche Form gewählt: Die kluge Ruth Klüger hat auf dem Feld der Literatur bei schreibenden und lesenden Männern die Unfähigkeit ausgemacht, Gut und Böse zu unterscheiden; Männer würden im Gegensatz zu Frauen das Gute oft trivialisieren und das Böse dämonisieren.²⁸ Die erkennbaren Akteure des Weissenauer Denkmalprojekts «Die grauen Busse», Künstler und Herausgeber der Begleitpublikation, sind durchweg Männer und bei den stimmberechtigten Mitgliedern der Jury war das Verhältnis Männer zu Frauen acht zu fünf.

Ich ahnte, was mir blieb. Was mir blieb, waren die zynischen kleinen Frauen wie Grübchen, die sehr genau Bescheid wussten, aber gescheit genug waren, alles zu verleugnen, alles zu verschweigen. Erst schämten sie sich



«Otto Schmidtgen (Brenner) in einem der Transportbusse», nämlich ebenfalls eines in Hartheim eingesetzten Reichspostbusses der «Gekrat»: rechts am Bildrand angeschnitten das «D» von «Deutsche Reichspost», dazu der typische weiße, die Fenster absetzende Streifen als Merkmal des seit 1934 üblichen roten Erscheinungsbilds der Reichspostbusse. Schmidtgens Aufgabe bestand in der Beseitigung der bis zu 75 Ermordeten täglich und deren Einäscherung im Krematorium.

ein bisschen, dann vergaßen sie das, was sie getan hatten. Und traf es nicht auf uns alle zu? Scham als der beste Humus für Amnesie. Hatte das nicht Nietzsche gesagt? Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben – sagt mein Stolz. Endlich gibt das Gedächtnis nach.

Barbara Zoeke: Die Stunde der Spezialisten, Berlin 2017, S. 237

An dieser Stelle möchte ich noch einmal Ruth Klüger zu Wort kommen lassen: Die Fakten, auch die unverstandenen, sind die Pfeiler, die unserer Phantasie ihre Grenzen setzen, sie beeinträchtigen die dichterische Freiheit und reizen gleichzeitig das Denkvermögen, das historische wie das dichterische, zu immer neuen Deutungsversuchen. (...) Kein Faktum wie kein Ding, ist, bei Lichte besehen schatten- oder deutungslos. Nur verwechseln sollte man das eine nicht mit dem anderen, das Ding mit der Deutung.²⁹ In Zukunft sollten wir uns an den Sprachgebrauch von Ernst Klee aus dem Jahr 1983 halten, er selbst sprach nie von grauen Bussen, sondern benannte sie immer so wie sie auch von den Opfern wahrgenommen wurden: als die Reichspostbusse (der Gekrat).

Denkmal der «grauen Busse» vor dem Braunschweiger Schloss 2015.



Stellungnahme der Künstler und Initiatoren des Denkmals der grauen Busse/Mahnmals

Weissenau (Ravensburg) zu dem Beitrag von Martin Rexer: «Die berühmten grauen Busse ...» – ein Mythos? Form und Farbe des «Denkmals der Grauen Busse» aus Ravensburg-Weissenau sind eine künstlerische und erinnerungskulturelle Metapher für die Todestransporte der «Aktion T4» bzw. der zentralen «Euthanasie» während den Jahren des Nationalsozialismus. Aus künstlerischer Sicht hätte man auch z.B. schwarzen Marmor oder Eisen wählen können. Dass sich die Bezeichnung «graue Busse» überschneidet mit den Berichten von einigen Zeitzeugen ist historisch bedeutsam, war jedoch für die künstlerische Annäherung nebensächlich. Das Denkmal der grauen Busse ist geeignet, zugleich an die Täter*innen wie auch an ihre Opfer zu erinnern. Die Erinnerungskultur sollte sich darüber hinaus aus unserer Sicht, was die Opfer der «Euthanasie» betrifft, ausrichten an der Aufarbeitung des Schicksals der Inassen der Deportationsbusse. Die Farbe der Busse in den Mittelpunkt einer «kritischen» Erinnerungskultur (Erinnerung an die Morde) zu stellen, halten wir für abwegig.

Horst Hoheisel, Andreas Knitz, Thomas Müller, Paul-Otto Schmidt-Michel, Franz Schwarzbauer

Anmerkungen

- Der Aufsatz basiert auf dem gleichlautenden Beitrag auf der Herbsttagung des Arbeitskreises zur Erforschung der nationalsozialistischen «Euthanasie» und Zwangssterilisation am 15.–17. November 2019 am Bezirksklinikum Mainkofen Niederbayern.
- Vgl. Thomas Stöckle: Grafeneck und die «Euthanasie»-Verbrechen in Südwestdeutschland 1940, Gedenkstättenrundbrief 115, S. 14–23.
- J. May, H. Pretsch, M. Rexer, B. Rüdemburg (Hg.): «Euthanasie» in den staatlichen Heilanstalten Zwiefalten und Schussenried. Die Rechtfertigung, Vorbereitung und Durchführung der «Vernichtung lebensunwerten Lebens» in der nationalsozialistischen Aktion T4, Zwiefalten 1991.
- Karl Morlok: Wo bringt ihr uns hin? «Geheime Reichssache» Grafeneck. Stuttgart 1985, S. 46.
- Zitiert nach Ernst Klee: «Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens» Frankfurt 1983, S. 124; Aussage von Hegener 2.9.1965 vor dem Untersuchungsrichter beim Landgericht Frankfurt a.M. (Az.: JS 16a/63 Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt a.M.).
- Zitiert nach Ernst Klee, «Euthanasie» (wie Anm. 5), S. 124; Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt a.M. gegen Werner Heyde u.a. (Az.: Ks 2/63).
- Manfred Biedert: Ein dunkles Kapitel. Das Dritte Reich im Spiegel der Postgeschichte (= Mosbacher Ausstellungsschriften Nr. 4), Mosbach 2005, S. 15.
- Ernst Klee: «Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens», Frankfurt a.M. 1983, S. 125.
- Gerd R. Ueberschär: Die Deutsche Reichspost 1933–1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte (zus. mit Wolfgang Lotz. Bd. 2 1939–1945), hier Kap. 5.2. Post, Euthanasie, Ghettos und Konzentrationslager, S. 195–201, die besprochene Abbildung 33 findet sich im Tafelteil nach S. 256.
- Josef H. Friedel: Gegen das Vergessen – Die NS-Verbrechen an Menschen der Stiftung Liebenau. Teil 1: Dokumente zum Euthanasiegeschehen. (= Materialien zur Ortsgeschichte Meckenbeuren, Heft 7; Hg. vom Kulturkreis Meckenbeuren e.V. Arbeitskreis Heimatgeschichte), Meckenbeuren 2009, S. 199–201, hier sowohl das Bild der 6. Verlegungsaktion aus der Einrichtung Liebenau und eine genaue Einordnung des Geschehens.
- Aus den «Fahrzeuglisten der Deutschen Reichspost» in der Sammlung des Museums für Kommunikation in Berlin, Eintrag zum Fahrzeug RP 100 838. Zu einem späteren Zeitpunkt gelangte das Fahrzeug in den Einsatz der «Fronthilfe». (Dank an die Kustodin Frau Wenke Wilhelm für die sachkundige Unterstützung)
- Ueberschär, Reichspost (wie Anm. 9), S. 198. Vgl. ebenso die Aussage Richard von Hegeners in Klee 1983, S. 124.
- Der Sonderausschuss Fahrzeuganhänger, Der Leiter: Walter Rahm und Sonderausschuss Fahrzeugaufbauten, Der Leiter Fritz Gaubschat, Berlin-Neukölln 11. Juli 1942: Anordnung zwecks Einsparung von Material und Arbeitskräften für den Bau von Omnibussen und Omnibus-Anhängern mit Zustimmung des Generalbevollmächtigten für das Kraftfahrwesen.
- Thomas Stöckle: Grafeneck 1940. Die Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland, Tübingen 2012, S. 159–172.
- Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt a. M 2003, S. 237.
- Ueberschär Reichspost (wie Anmerkung 9), S. 198.
- Ernst Klee: «Euthanasie» (wie Anm. 5), S. 136.
- Annette Hinz-Wessels: Tiergartenstraße 4. Schaltzentrale der nationalsozialistischen «Euthanasie»-Morde. Berlin 2015, S. 90.
- Ebd. S. 78, auch Ueberschär, Reichspost (wie Anm. 9), S. 198.
- Bereits 1920 trat er als erster Nichtbayer der NSDAP bei. Wolfgang Lotz: Ohnesorge, Wilhelm in: Neue Deutsche Biographie 19 (1999), S. 494f.
- Aufnahmen in: Dameron Report: Bericht des War Crimes Investigating Teams No. 6824 der U.S. Army vom 17.7.1945 über die Tötungsanstalt Hartheim. Hg. von Brigitte Kepplinger und Irene Leitner (=Historische Texte des Lern- und Gedenkorts Schloss Hartheim Bd. 1), Innsbruck 2012. Die Aufnahmen tauchen verstreut auf in verschiedenen Publikationen zum NS-Krankenmord der Region, eine umfassende Zusammenstellung auch im Web: The Holocaust Education & Archive Research Team (Images from the Holocaust) www.HolocaustResearchProject.org
- Identifiziert unter Mithilfe von Postoberrat a.D. Manfred Biedert, Fahrenbach; vgl. auch: Dieter Deuster: Rangverhältnisse und Dienstkleidung im Deutschen Postwesen 1928–1945. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, Heft 2 1987, S. 49–107, hier S. 70/71 + Abb. Tafel I, 9 Beamtenuniform.
- Zu fragen ist: Aus welchem Anlass wird fotografiert? Darf überhaupt fotografiert werden? Was ist dem damaligen Fotografen wert festzuhalten? Werden die Aufnahmen behalten, nicht weggeworfen, in Reihen oder einem Album eingeordnet? Und nicht zuletzt: Gelangen die Aufnahmen an die Öffentlichkeit (oder werden sie geheim gehalten und versteckt oder vernichtet) und wie werden sie dann hier benutzt? All dies sind Unabwägbarkeiten, sodass durchaus von «Zufälligkeit» gesprochen werden kann.
- Martin Rexer: Die berühmten Busse ... Über graue Wagen und Teufelskarren, Schwarzweiss-Fotos und Farbaufnahmen. Vortrag auf der Tagung des Arbeitskreises zur Erforschung der nationalsozialistischen «Euthanasie» und Zwangssterilisation 2009 in Grafeneck/Gomadingen, unveröffentlichtes Manuskript S. 8.
- Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1941, Berlin 1995, S. 594.
- Alfred Kolleritsch: Gedichte. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von Peter Handke. Frankfurt a.M. 1988, S. 75. Den Hinweis habe ich von Professor Konrad Köstlin.
- Erinnern und Gedenken. Das Mahnmal Weissenau und die Erinnerungskultur in Ravensburg. Hg. von Andreas Schmauder, Paul-Otto Schmidt-Michel, und Franz Schwarzbauer, Konstanz 2007, erschienen anlässlich der Einweihung: Das Denkmal der grauen Busse am 27. Januar 2007; hier S. 69.
- Ruth Klüger: Frauen lesen anders. München 1996, S. 91.
- Ruth Klüger: Dichter und Historiker: Fakten und Fiktionen, Wien 2000, S. 541/52.



Landesgeschichte in Weinstadt:
Museum zur Stamburg
der Württemberger und
zum Bauernaufstand 1514.

Landesgeschichte
hautnah erleben im
Württemberg-Haus
Beutelsbach.



Weinstadt Museen



Württemberg-Haus
Beutelsbach

Museum Wiege Württembergs
Museum Bauernkrieg

Telefon 071 51 9854798
Stiftstraße 11, 71384 Weinstadt
www.wuerttemberghaus-weinstadt.de

Fahrrad...
Mobilität im Wandel der Zeit

15.5. bis 4.10.2020
(Voraussichtlich)
Aktualisierung siehe Homepage

STÄDTMUSEUM HORNELDCHAU
Hauptstraße 57 • 74321 Bietigheim-Bissingen • T (07142) 74 362 • www.bietigheim-bissingen.de
Öffnungszeiten: Di, Mi, Fr 13.45 – 17.45 Uhr • Do 13.45 – 19.45 Uhr
Sa, So, Feiertage 10.45 – 17.45 Uhr • Eintritt frei

Sauber?
Kulturgeschichte des Badens

Museum Ettlingen

bis Januar 2021, Mi–So 11–18 Uhr, www.museum-ettlingen.de

LITERATUR Sommer 2020

HÖLDERLIN UND HEGEL – 250 JAHRE SPRACHE UND VISION

DIE SCHÖNSTEN SEITEN DES SOMMERS

Erleben Sie die schönsten Seiten des Sommers bei über 250 Veranstaltungen im ganzen Land. #literatursommer
Alle Termine unter: www.literatursommer.de

Eine Veranstaltungsreihe der
Baden-Württemberg Stiftung

LOTTO Museumspreis 2015 Baden-Württemberg
In Zusammenarbeit mit dem Museumsverband Baden-Württemberg e.V.
Ausgezeichnet mit dem Extra-Preis Lotto Baden-Württemberg

Württembergisches Psychatriemuseum

Öffnungszeiten
Freitag 13.30 bis 16.30 Uhr
Sonntag & an Feiertagen 13.30 bis 17.00 Uhr
Führungen nach Vereinbarung
Tel.: 07373/ 10-3223

Hauptstraße 9, 88529 Zrieffalten
www.forschung-bw.de/history.html

Buchbesprechungen



Brigitte Hohlfeld (Hrsg.)
Bitteres Ende – schwieriger Anfang. Zeitzeugenberichte zu den Jahren 1933–1955

Waldkirch Verlag Mannheim 2019.
512 Seiten mit zahlreichen SW-Abbildungen. Hardcover € 29,-.
ISBN 978-3-86476-117-1

Ein strahlender Pimpf in «Jungvolk»-Uniform, jugendliche Marinehelfer und eine «vaterlose» Familie lachen vor den ausgebrannten Ruinen Mannheims die Leser auf dem Cover eines über 500 Seiten starken Bandes entgegen, den der Mannheimer Waldkirch-Verlag zum 80. Jahrestag des Kriegsbeginns herausgegeben hat. Die Fotos stammen von Menschen, die der Bitte der Mannheimer Historikerin, ehemaligen Realschuldirektorin und Vorsitzenden des Ältestenkreises der Christus-FriedensGemeinde, Brigitte Hohlfeld, gefolgt sind, von ihren Erlebnissen und Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs und der unmittelbaren Nachkriegszeit zu berichten. Damit reiht sich der Band in die Reihe der Zeitzeugenberichte ein, die nun, am Ende der «Dekade der Zeitzeugen» (Norbert Frei), die Erfahrungen der Kriegskinder und -enkel thematisiert. Ursprünglich nur für die Mitglieder der Kirche gedacht, die als einzige im Zweiten Weltkrieg unzerstörte Mannheimer Kirche eine besondere Rolle in der Erinnerungskultur der Stadt einnimmt,

weitete sich der Kreis der Beteiligten rasch über die Grenzen der Gemeinde und Stadt aus und fand auch in anderen Bundesländern Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Knapp die Hälfte der 83 Beiträge stammt von Mitgliedern der Kirchengemeinde. Es sind bekannte und unbekannte Mannheimer*innen, alle namentlich und mit Kurzbiografien präsentiert. Vierundzwanzig von ihnen sind in Mannheim geboren, zweiundsiebzig leben heute dort. Die unterschiedliche geografische Verortung bringt die «Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen», das Nebeneinander friedlicher und kriegerischer Erlebnisse zum Ausdruck. So wird etwa deutlich, dass die feindlichen Fliegerangriffe erst sehr spät die Menschen im Osten in Schrecken versetzten, während die Menschen sie im Westen deutlich früher zu spüren bekamen.

„das Nebeneinander friedlicher und kriegerischer Erlebnisse“

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre haben alle Beteiligten tief geprägt. Der älteste Zeitzeuge war zum Zeitpunkt seines Berichtes hundert Jahre alt, die jüngsten waren fünfundsiebzig. Entsprechend groß ist die Bandbreite des Erinnerten. Während viele der Beiträger die Kriegs- und Nachkriegsjahre bewusst erlebt und erlitten haben, geben einige wenige vor allem wieder, was ihnen ihre Eltern, Großeltern oder ältere Geschwister erzählt haben. Doch nur ein Bruch verweist auf die transgenerationale Weitergabe von Traumata. Vielfältig und unterschiedlich ist auch die Qualität der Berichte, in die die Herausgeberin kursiv gesetzte Sacherläuterungen eingefügt hat. Während einige Zeitzeugen ihre Erlebnisse nur knapp auflisten, bringen andere in ausführlichen Schilderungen und anschaulichen Bildern den Lesern die Schrecken des Erlebten sehr nahe. Dauernde Angst vor Fliegerangriffen und Bombennächten, aber auch vor Überwachung und Bespitzelung, das Grauen der Flucht, Mangel, Not und Entbehrung,

der Verlust von Familienmitgliedern und der vertrauten Umgebung dominieren die Erinnerungen. Wie ein roter Faden zieht sich die Erfahrung von auseinandergerissenen Familien und abgebrochenen Schulausbildungen, das Wegbrechen jeglicher Sicherheit durch die Berichte.

Benigna Schönhagen



Sigrid Brüggemann und Roland Maier
Auf den Spuren jüdischen Lebens. Sieben Streifzüge durch Stuttgart

Schmetterling Verlag Stuttgart 2018.
288 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten.
Broschiert € 19,80.
ISBN 3-89657-144-3.

«Auf den Spuren jüdischen Lebens» konzipieren Sigrid Brüggemann und Roland Maier in ihrem Buch sieben Spaziergänge durch die jüdische Geschichte Stuttgarts. Auf 280 Seiten stellen sie Orte im Stadtzentrum vor, die mit dem jüdischen Leben in der Stadt oder den Biografien einzelner herausragender jüdischer Persönlichkeiten verbunden sind. Den Spaziergängen geht eine kurze Geschichte des jüdischen Lebens in Stuttgart im 19. und 20. Jahrhundert voraus. Ein tabellarischer Überblick über die wichtigsten Ereignisse und ein vollständiges Personenverzeichnis im Anhang helfen bei der Orientierung im Buch.

Eine kurze Bibliografie rundet das Werk ab. Die zwischen fünf und 22 Stationen umfassenden sieben Spaziergänge «Hospitalviertel», «Residenz», «Altstadt», »Leonhardsvorstadt», «Kulturmeile» und «Unicampus» orientieren sich an Innenstadtkvartieren. Ihre unterschiedliche Länge spiegelt sich in den stark differierenden Kapitelumfängen wider: Während der längste Streifzug ganze 55 Seiten füllt, umfasst der kürzeste nur zehn. Den meisten vorgeschlagenen Routen ist eine kurze Zusammenfassung vorangestellt, die sie charakterisieren und Schwerpunkte vorstellen. Die einzelnen Stationen der Streifzüge sind detailliert beschrieben und enthalten allgemeine historische, kunsthistorische und stadtgeschichtliche Informationen. So führt etwa der Streifzug «Altstadt» vom Kaufhaus Breuninger – dessen Inhaber Alfred Breuninger Profiteur der Arisierungspolitik war – über die Schutzpatronin «Stuttgardia» – der mit Else Weil eine jüdische Krankenschwester Modell gestanden hat (ermordet 1941 in Birkenau) – zum Schauplatz des euphemistisch als «Hirschstraßenkrawall» bezeichneten und weitgehend in Vergessenheit geratenen Pogroms 1873. Viele der Streifzüge werden durch kürzere oder längere Exkurse, wie etwa den (Lebens-)Geschichten der mit einer Station verbundenen jüdischen Persönlichkeiten und Institutionen ergänzt und vertieft.

Den Spaziergängen geht eine kurze Geschichte des jüdischen Lebens in Stuttgart im 19. und 20. Jahrhundert voraus.



mer Finanzrat unter Herzog Karl Alexander die Finanzen des Herzogtums mit neuen Steuern aufbesserte und 1737 nach Karl Alexanders Tod nach einem Scheinprozess hingerichtet wurde, führt der Stadtpaziergang «Unicampus » weiter zum ehemaligen Oberfinanzpräsidium, wo in der NS-Zeit die Beschlagnahmung jüdischen Vermögens in Württemberg geplant und durchgeführt wurde.

Die Informationen zu «Stolpersteinen » auf dem Weg, die an Opfer des Nationalsozialismus erinnern, zeugen bedrückend von der Verfolgung der Menschen jüdischer Abstammung in Stuttgart. Einige Erzählstränge führen dabei fast bis in die Gegenwart. Schließlich thematisieren die Spaziergänge auch den zumindest in Teilen problematischen Umgang der Bundesrepublik mit ihrer jüdischen Geschichte.

Pascal Waibel

Stefan Blanz (Hrsg.)
Der heilige Heimerad – Priester. Pilger. Pauper Christi.
Gmeiner-Verlag Meßkirch 2019.
160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.
Gebunden. € 15,-.
ISBN 978-3-8392-2651-3

Anlässlich des 1000. Todestags des heiligen Heimerad, der aus dem schwäbischen Meßkirch stammte, aber nach diversen Pilgererlebnissen vor allem in Hessen und Thüringen wirkte und auch in Paderborn seine Spuren hinterließ, ist ein neues

Sammelwerk zu Leben und Nachruhm des Wanderpredigers erschienen. Heimerad war ein Mensch, der schon zu Lebzeiten durch seinen asketischen, zum Teil herausfordernden Lebensstil und seine teilweise provokanten Aktionen äußerst diverse Reaktionen hervorrief. Völlige Ablehnung bei manchen ging einher mit uneingeschränkter Verehrung durch andere. Dies veranschaulicht bereits ein Blick auf den Buchrücken, auf dem fast 40 Heimerad beschreibende Begriffe zwischen «Penner» und «Lichtgestalt» auf einen Blick abgedruckt sind. Seine ihm zugeschriebenen Wunder und Heilungen machten ihn zu Lebzeiten und in den Jahrzehnten nach seinem Tod vor allem beim «einfachen Volk» äußerst populär: Noch im 11. Jahrhundert – so berichtete der Geschichtsschreiber und spätere erste Hasunger Abt Lampert von Hersfeld – entwickelte sich der Sterbeort Heimerads, Hasungen in Hessen, nach Nürnberg (wegen der Gebeine des heiligen Sebalds) zur zweitbedeutendsten Wallfahrtsstätte in Deutschland.

*... zwischen
«Penner» und
«Lichtgestalt»*

Heimerads Leben in die frühmittelalterliche Welt einzuordnen und offene Fragen seiner Vita anzusprechen, gelingt im ersten Beitrag des Bandes Werner Fischer, indem er nicht nur die Krisen der Zeit und die Endzeitstimmung vor der Jahrtausendwende schildert, sondern auch allgemeinverständlich in die Konkurrenzsituation des Eigenkirchenwesens mit der Reichskirche einführt. Tobias Teyke nimmt sich dem Letzteren – durchaus im Widerspruch zu Fischer – ebenfalls an und spürt der Herkunft der «vornehmen Dame» nach, in deren Diensten Heimerad wohl in seiner Meßkircher Zeit gestanden haben soll. Auch Armin Heim nimmt Meßkirch in den Fokus: Er arbeitet sich vor allem an Indizien zu Heimerads möglicher erster Wirkungsstätte, der Martinskirche in Meßkirch, aber auch an den Fragen zur Herkunft und Ausbildung Heimerads ab. Alle drei Autoren argumentieren mit wissenschaftlichem Anspruch unter Berücksichtigung des letzten umfassenderen wissenschaftlichen Werks zu Heimerad, das 2014 von Michael Fleck herausgegeben wurde.

Dieser liefert den vierten – als Rede verfassten – Beitrag. Darin seziert Fleck Heimerads bewusste Provokationen gegenüber unterschiedlichen kirchlichen Funktionsträgern samt deren Reaktionen und vergleicht Heimerads Vorgehensweise mit denen anderer Heiliger. Dadurch gelingt ein tieferes Verständnis seiner Wirkung auf die Zeitgenossen. Jakobus Kaffanke beschäftigt sich im nachfolgenden Aufsatz mit der Hauptquelle zu Heimerads Leben, der rund 50 Jahre nach Heimerads Tod angefertigten Lebensbeschreibung durch den Hersfelder Mönch Ekkebert.

Florian H. Setzen



Thomas Schmidt und
Kristina Mateescu (Hrsg.)
Von Hölderlin bis Jünger.
Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten
(Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 51)

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 2020. 449 Seiten mit 75 Abbildungen.
Paperback € 6,50.
ISBN 978-3-945414-61-3

Literatur und Politik – ein Spannungsfeld, das neugierig macht. Ist Literatur als Verlautbarung im öffentlichen Raum nicht immer politisch – auch wenn sie vorgibt, nur dem sprachlichen Kunstwerk verpflichtet zu sein? Kann andererseits Literatur, die sich bewusst in den Dienst einer Ideologie stellt und politische Zwecke verfolgt, überhaupt nach ästhetischen Kriterien beurteilt werden? Thomas Schmidt, der Leiter der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in

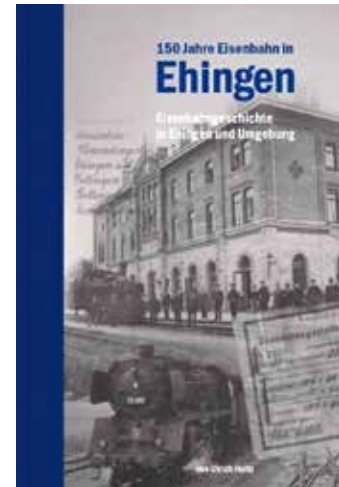
Baden-Württemberg – «Europas reichster und lebendigster historischer Kulturlandschaft» – hat sich mit 38 Autorinnen und Autoren zusammen in vorliegendem Band zum Ziel gesetzt, «konkrete Kontaktzonen zwischen Literatur und Politik» freizulegen und zu zeigen, «wie eng und vielfältig die Sphären der literarischen und der politischen Kultur miteinander verknüpft sind». Schmidt geht in seinen «einleitenden Bemerkungen» dem «dubiosen» Verhältnis von Literatur und Politik nach. «Schlaglichtartig» und aufs Wesentliche konzentriert skizziert Schmidt die literarischen Epochen vom Sturm und Drang bis zur Moderne in Bezug auf ihr Eingebundensein in die politische Geschichte von annähernd dreihundert Jahren. Kristina Mateescu, Doktorandin an der Universität Heidelberg, hat den ansprechenden Band in Form gebracht, bebildert und lektoriert.

*kurzweilige kleine
Literaturgeschichte des
deutschen Südwestens*

In 38 Einzelbeiträgen greifen die Autoren konkrete Beispiele der spannungsreichen Beziehung zwischen Politik und Literatur aus drei Jahrhunderten auf. Sie handeln von Schubart auf dem Hohenasperg, Schiller in Marbach, Uhland in Tübingen, Freiligrath in Stuttgart, Hochhuth in Brombach, Jünger in Wilflingen, aber auch von weniger bekannten Literaten wie Moscherosch in Willstätt, Nabokov im Südschwarzwald oder Céline in Sigmaringen. Dabei knüpfen die knapp gehaltenen Aufsätze an das bewährte Konzept der «Spuren» an, einer Heftreihe, die das Deutsche Literaturarchiv seit Jahrzehnten vier Mal im Jahr herausgibt. Jeder Beitrag geht von einer konkreten Fragestellung und einem literarischen Ort aus. Zu Recht weist Schmidt darauf hin, dass die getroffene Auswahl nur subjektiv sein konnte und ohne weiteres auch viele weitere Beispiele nach diesem Muster hätten aufgegriffen werden können. Und doch weckt dieser Ansatz auch Erwartungen. So weist Muhterem Aras in ihrem Geleitwort darauf hin, dass dieses Buch auch als «kurzweilige kleine Literaturgeschichte » des deutschen Südwestens betrachtet werden könne. Schmidt spricht etwas vorsichtiger davon, dass die ausgewählten Themen

«im Hinblick auf literarische Epochen, politische und geschichtliche Ereignisse sowie geographische Regionen hinlänglich repräsentativ» seien. Weshalb wird aber die Anziehungskraft badischer Schwarzwaldorte auf russische Literaten gleich in drei Aufsätzen behandelt?

Ulrich Maier



Ulrich Holtz
150 Jahre Eisenbahn in Ehingen.
Eisenbahngeschichte in Ehingen und Umgebung

Museumsgesellschaft Ehingen 2019.
335 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.
Gebunden € 20,-.
ISBN 978-3-982083-50-6

Am Sonntag den 13. Juni 1869, also vor über 150 Jahren, erreichte die Eisenbahn Ehingen. Grund für den Autor, dieses Ereignis in einem Buch zu würdigen. Ein Bahnanschluss war nicht nur der Anschluss an die weite Welt, er war auch wichtig für die weitere wirtschaftliche Zukunft und Entwicklung der betroffenen Stadt oder Gemeinde. Dass dies nicht nur damals für die Prosperität eines Ortes eine immense Bedeutung hatte, zeigt sich ganz aktuell in Merklingen auf der Alb, das, bislang bahnlos, nicht ohne Grund erfolgreich um einen Bahnhof gekämpft hat. In zehn Kapiteln wird die Bahngeschichte in Ehingen und auch in der weiteren Umgebung dargestellt. Nach einer Einleitung zur historischen Entwicklung der Eisenbahn wird auf das stetige Wachsen der Bahnstrecke von Ulm durch das Blautal nach Ehingen und weiter durchs

Donautal eingegangen. Der Bau des Bahnhofs Ehingen, die feierliche Eröffnung mit der Ankunft des ersten Zuges wird detailreich geschildert. Die Funktion des Bahnhofs im Wandel der Zeit, seine Organisation, der Betriebsablauf, sein Einfluss auf die Stadtentwicklung, lokale Gleisanschlüsse und vieles mehr kommt zur Sprache. All das wird mit vielen zeitgenössischen Dokumenten, Plänen und Bildern vertieft. Eindrücklich wird dabei auch klar gemacht, dass seinerzeit die Versorgung mit Gütern nicht über die Straße, sondern hauptsächlich über die Schiene erfolgte. Aber nicht nur Ehingen steht im Fokus, auch die Bahnhöfe im Oberamt/Altkreis Ehingen werden berücksichtigt. Weitere Bahnen, regionale Wünsche und nicht verwirklichte Eisenbahnprojekte in der Region sind in einem weiteren Kapitel beschrieben. Ausführlich wird der Betrieb der Donautalbahn von der Eröffnungszeit bis zum Betrieb nach der Bahnreform 1994 dargestellt und mit vielen historischen Fahrplänen sichtbar gemacht.

Dabei wird auch der militärischen Nutzung und dem Betrieb in den beiden Weltkriegen Beachtung geschenkt. Da die Schiene zukünftig wieder mehr in den Vordergrund rücken soll, werden Zukunftsbauwerke, wie die Entwicklung einer Regio-S-Bahn, vorgestellt. Besonderheiten und Kurioses kommen ebenfalls nicht zu kurz. In einem weiteren Kapitel lässt der Autor Zeitzeugen berichten, deren Aussagen auch passend zum Thema an der jeweiligen Stelle schon eingefügt wurden. Hier erfährt man hautnah, wie die Menschen Eisenbahn erlebt haben, wie wichtig sie einmal war und welche Rolle sie gespielt hat.

Ein prachtvolles, wirklich empfehlenswertes Buch – übrigens als Geschenk gut geeignet –, an dem es fast nichts auszusetzen gibt. Eine unvollständige Bildunterschrift (S. 53) macht stutzig, und dass man die Bildlegenden zu den doppelseitigen, «Freisteller» genannten Kapitelbildern erst beim Bildnachweis findet, ist ungewöhnlich. Schade auch, dass die zahlreichen Autoren nicht vorgestellt werden; ein, zwei Sätze zu ihrer Herkunft und zu ihrem beruflichen Aufgabenfeld wären durchaus angebracht.

Reinhard Wolf



Eszter Bánffy, Kerstin P. Hofmann, Philipp von Rummel (Hrsg.)

Spuren des Menschen – 800000 Jahre Geschichte in Europa

WBG Theiss Darmstadt 2019. 552 Seiten mit über 500 Farbbildungen. Fest gebunden € 50,-. ISBN 978-3-8062-3991-1

Man wird es wohl nicht endgültig klären können, wann und wo die Wiege der Menschheit stand, in Georgien, Afrika, China, Nordspanien, Nordeuropa oder im Ostallgäu, wo kurz vor Drucklegung des Buches 11,6 Millionen Jahre alte Knochen eines aufrecht gehenden Wesens entdeckt worden sind. Die Autoren des Buches beteiligen sich Gottseidank nicht an einer Kür der Funde für das Guinness-Rekordbuch, auch nicht an der Frage, ob die Funde von Menschen oder doch eher von Vormenschen stammen, sondern stellen sachlich fest, dass es mehrere etwa 800.000 Jahre alte Funde gibt, die man als Ausgangspunkt der Menschheitsgeschichte bezeichnen kann. Da danach gleich mal 400.000 Jahre mit weitgehender Fundleere folgen, ist es sowieso müßig, über die Geburtsstunde unserer Art zu streiten.

Das stattliche Werk hält sich an die übliche Gliederung von Geschichtsbüchern und an die Perioden von der Steinzeit bis zur Neuzeit, und doch unterscheidet es sich vom Schulbuch: Es geht den Herausgebern und sachkundigen Autoren vor allem um die Klärung von Sachzusammenhängen und von Entwicklungslinien, also letztlich um die Frage, warum Europas Kultur und Gesellschaft heute so ist, wie wir sie erleben. Wer hat wann an welchem Schräubchen gedreht, wann wurde was

erfunden und wie hat es sich ausgewirkt. Exzellente geschriebene Beiträge von absolut kompetenten Autoren ermöglichen es dem Leser, Zusammenhänge zu erkennen und einen einzelnen Fund einzuordnen in das Zeitgeschehen und die nähere und weitere Umgebung. Was besonders erfreulich ist: Die Beiträge sind wissenschaftlich top, aber so geschrieben, dass es auch Laien verstehen und gerne lesen.

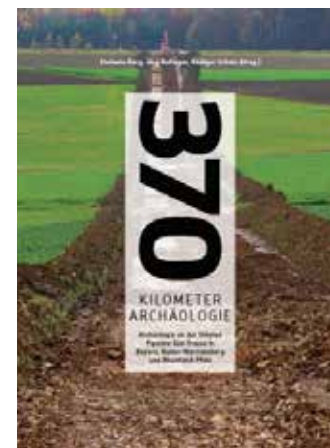
Dazu trägt natürlich auch die Vielzahl von Beschreibungen archäologischer Fundstätten bei, wodurch der Leser regionale Bezüge erhält. Und natürlich sind auch die vielen hervorragenden Fotos, Karten und Schaubilder dazu angetan, dass einem Geschichte, die vielen einst durchs Jahreszahlen-Einbläuen in der Schule verleidet worden ist, Spaß macht. Das soll an einem Beispiel, vom Rezensenten selbst erlebt, geschildert werden.

Auf einer Reise durch Thüringen vor Jahren zufällig in Bilzingsleben einem Wegweiser «Grabung» gefolgt, steht man auf einem Acker und wird unter einem Grabungszelt mit einem Tümpel und einer Fundstelle von Knochen konfrontiert, die einen etwas ratlos machen und zu zügiger Weiterreise veranlassen. Nun, im Buch Seite 60 bis 62, finden sich zu dieser Örtlichkeit zwar nur wenige Sätze, aber dabei geht einem ein Licht auf: Man war an einer Stelle, wo schon vor 400.000 Jahren Menschen lebten und wirtschafteten und Spuren in der Landschaft hinterließen, die bis heute facettenreiche Nachwirkungen haben. So geht es eigentlich durch das ganze Buch und alle Epochen:

*wissenschaftlich top,
aber so geschrieben, dass es auch Laien
verstehen und gerne lesen*

Grandiose und auch weniger spektakuläre archäologische Funde werden gut dargestellt und in ihren Bezug zur Menschheitsgeschichte gestellt. Das unterscheidet eben das Buch von anderen: Es geht nicht um Darstellung von Superlativen, nicht um Förderung des Tourismus, es geht nicht vordergründig um die Schönheit der Funde, es geht um die Aussagekraft der Funde für die Erklärung des Werdens europäischer Kulturlandschaften.

Reinhard Wolf



Stefanie Berg, Jörg Bofinger, Rüdiger Schulz (Hrsg.)

370 Kilometer Archäologie

Propylaeum, Universitätsbibliothek Heidelberg 2019. 378 Seiten mit zahlreichen zumeist farbigen Abbildungen. Hardcover € 40,-. ISBN 978-3-942227-40-7

Was hat eine Pipeline mit Archäologie zu tun? Die Rohre selber nichts, aber der Graben, in dem sie verlegt werden und der im wahrsten Wortsinn «einschneidende Eingriffe» in den Untergrund mit sich bringt. In den Jahren 2007 bis 2011 wurde von Burghausen in Bayern quer durch Baden-Württemberg nach Ludwigshafen in Rheinland-Pfalz eine Ethylen-Leitung verlegt (Ethylen ist ein Zwischenprodukt aus Erdöl für die Chemie und Petrochemie). Auf 370 Kilometer Länge musste durch die Feldfluren auf zehn Meter Breite der Humus abgeschoben werden, um ein Arbeitsfeld für das Ausheben des Grabens zu bekommen. Dabei wurden bereits bekannte Fundstellen aufgedeckt, es kamen aber auch über 100 bislang unbekannte interessante Örtlichkeiten zum Vorschein.

Die Leser der Schwäbischen Heimat dürfte der Streckenverlauf im Vereinsgebiet interessieren: Nördlingen, Bopfingen, Wasseralfingen, Alfdorf, südlich Backnang, Steinheim/Murr, Pleidelsheim, Vaihingen-Horrheim, Ötisheim, Rheinebene. Im Buch sind Kartenausschnitte 1:50.000 mit dem Trassenverlauf und den Fundstellen enthalten. Auf den 197 Kilometern durch Baden-Württemberg sind 88 Fundstellen aufgedeckt worden. Eindeutige Schwerpunkte sind die Umgebungen von Goldburghausen und Kirchheim am Rand

Schwäbische Heimat 2021–1

des Rieses sowie zwischen Bietigheim und dem Stromberg – beides fruchtbare Gegenden und Altsiedelland. Dazwischen, vor allem im Gebiet des Schwäbisch-Fränkischen Waldes, gab es weite fundleere Strecken. Verwunderlich ist dies nicht, haben die Menschen doch zu allen Zeiten den klima- und bodenbegünstigten Gegenden den Vorzug gegeben und Waldgebiete mit kargen Böden und rauem Klima erst in Beschlag genommen, als die guten und verkehrsgünstigen Gegenden keinen Lebensraum mehr boten.

*grafisch hervorragend
aufgemacht,
sauber durchstrukturiert
und leicht lesbar*

Das grafisch hervorragend aufgemachte, sauber durchstrukturierte und leicht lesbare Buch besteht aus zwei Teilen: Der ausführlichen Darstellung von etwa zwei Dutzend Höhepunkten folgt ein Katalog (Nummern 1 bis 287) mit Kurzbeschreibungen aller Fundstellen.

Das sind keineswegs langweilige Aufzählungen von Knochen, Scherben, Waffen und Schmuck, sondern lebendige Schilderungen von Funden aus allen Epochen. Die große Anzahl von Gruben, die durch Erdverfärbungen im Boden, aber auch durch Holzkohle- und Keramikfunde aufgefunden sind, ist erstaunlich; zu allen Zeiten sind Gruben ausgehoben worden, deren Sinn und Zweck sich heute nur in Einzelfällen erschließen lassen. Eines beweisen sie alle: Wir leben in uraltem Kulturland! Die ausführlich beschriebenen Fundstellen stammen aus unterschiedlichsten Zeiten: Bandkeramische Siedlungsreste und hallstattzeitliche Gräber bei Goldburghausen und ein neu entdeckter Rechteckhof ebendort gehören zu den Höhepunkten der Funde im Ostalbkreis.

Das Ries ist die Grenze der ungefähr zeitgleichen Fürstentümer im Westen und der ummauerten «Herrenhöfe», die sich bis ins heutige Tschechien finden. Auch wenn der neu entdeckte Rechteckhof wenig Fundmaterial erbrachte, konnten neue Erkenntnisse zur hallstattzeitlichen Bevölkerungsstruktur gewonnen werden.

Reinhard Wolf



Beatrice Burst
Ortsfamilienbuch Gomaringen mit Hinterweiler und Stockach 1604–1908
(Württembergische Ortssippenbücher, Band 120).

Gomaringer Verlag. Gomaringen 2019. 2 Bände. 1856 Seiten mit 1120 Abbildungen und einer CD. Hardcover € 92,50. ISBN 978-3-926969-38-5

Die beiden Bände bringen mehrere Kilogramm auf die Waage, sodass sie von Hand kaum zu halten sind, wahrlich ein gewichtiges Werk, das nicht nur 1855 Seiten Text, sondern zusätzlich eine CD Rom umfasst. Die vom Geschichts- und Altertumsverein Gomaringen herausgegebenen Bände ergänzen das von derselben Autorin zusammen mit Birgit Wallisser-Nuber verfasste, 2015 erschienene Buch über «Gomaringer Auswanderer 1679–1957».

Mit diesen Bänden liegt nicht nur eine der umfangreichsten Dokumentationen über die Bevölkerung einer einzelnen Gemeinde vor, sondern auch das musterhafte und perfekte Beispiel eines Ortsfamilienbuches. Die Autorin, unterstützt vom sehr aktiven Geschichtsverein und vom Gomaringer Verlag, hat daran eineinhalb Jahrzehnte gearbeitet. Ausgewertet hat sie nicht nur die Gomaringer Kirchenbücher, sondern alle erreichbaren Quellen, insbesondere auch Angaben aus anderen Orten, sowie das einheimische Archivmaterial wie zum Beispiel die «Inventuren und Teilungen», die das württembergische Landrecht beim Tod eines Einwohners verlangte. So finden sich neben der lückenlosen Dokumentation über die Ein-

63

wohner und deren Familien im Anhang des zweiten Bandes auch Unterlagen über wichtige Ereignisse, darunter ein Text darüber, wie der Dichter Gustav Schwab, der vier Jahre lang Ortspfarrer in Gomaringen war, die Gomaringer beurteilte (Auszug aus dem Pfarrbericht 1841): «Die sittliche Bildung der Gemeinde verhält sich zu ihren Glaubensüberzeugungen noch ziemlich wie vor zwei Jahren. Das löbliche und starke Ehrgefühl geht bei der Jugend gern in Trotz, bei den Alten in Eigenliebe über; die große Genügsamkeit, eine Frucht der Armuth, macht träge und die Armuth selbst verführt zu Lügen und Unehrlichkeit im Handel und Wandel, erzeugt Neid und Mißgunst ...»

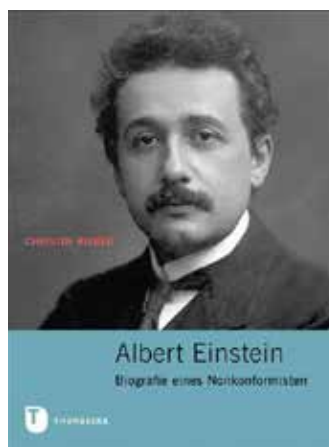
Sehr erfreulich, und nicht nur für die Familienforschung, ist es, dass in den letzten Jahren immer mehr solche Ortsfamilienbücher erarbeitet werden

Auch zum Tübinger Stadtbrand von 1789, dem ein Teil der Tübinger Altstadt zum Opfer fiel, finden sich neue Angaben, denn diese Katastrophe wurde damals von einer Gomaringer Magd, von Maria Agnes Junger, verursacht, worüber ein Briefwechsel zwischen der Universität Tübingen und Herzog Karl Eugen von Württemberg vorliegt. Sehr erfreulich, und nicht nur für die Familienforschung, ist es, dass in den letzten Jahren immer mehr solche Ortsfamilienbücher erarbeitet werden.

Allein im Kreis Tübingen liegen solche Dokumentationen neuerdings für Mössingen, Talheim und Ofterdingen vor, alle drei verfasst von Hermann Griebel. Die ersten Bücher dieser Art erschienen in den 1930er-Jahren, damals noch unter dem Begriff «Ortssippenbücher». Sie erfassen nicht nur die gesamten Personen und Familien eines Dorfes oder Kirchspiels, sondern sie sind gegenüber den getrennten einzelnen Registern von Taufen, Heiraten und Sterbefällen in eine übersichtliche, leicht zu erfassende Ordnung gebracht. Beginnend mit irgendeiner Person, können zum einen mühelos deren gesamte Vorfahren gefunden werden, zum anderen aber auch die Nachkommen der Person, sofern diese im Ort leben. Dies gilt nicht nur für die proble-

matische zeitliche Reihung der Kapitel, auch kapitelintern verwirren teils Sprünge und unvermittelte Einstreuungen. Es wäre wünschenswert, das Stadtarchiv Ulm hätte die Redaktion des Bandes rigoros betrieben. An nicht wenigen Stellen wird bereits Dargelegtes erneut erörtert. Störend ist die fast durchgängige, einem wissenschaftlichen Text nicht angemessene Verwendung des Präsens unter Missachtung der Zeitenfolge. Die erfreuliche Preisgestaltung ist den Sponsoren, der Kreissparkasse und der Stadt Ulm, zu verdanken, die freundliche Ausstattung des Buches mit teils überraschenden und durchgängig gut reproduzierten Bildzeugnissen dem Autor und der Redaktion und nicht zuletzt dem Thorbecke Verlag.

Günther Schweizer



Christof Rieber
Albert Einstein. Biografie eines Nonkonformisten

Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2019.
240 Seiten mit 38 Abbildungen.
Fest gebunden € 24,90.
ISBN 978-3-7995-1281-7

Der für ein Neugeborenes ja zufällige Ort der Geburt spielt im Leben und Denken einer so unabhängig denkenden und in Teilen genialen Person wie Albert Einstein wohl eine nur untergeordnete Rolle; auch wenn Einstein als gestandener Mann von 50 Jahren in einem Interview mit der Ulmer Abendpost – er war 1929 längst eine weltberühmte Persönlichkeit – meinte, dem Geburtsort hänge etwas ebenso Einzigartiges an wie die Herkunft von der leiblichen Mutter. Auch der Geburtsstadt verdanke man einen Teil seines Wesens.

Einstein lebte nur als Säugling ein paar Monate in Ulm – bis zur Übersiedlung des Vaters nach München. Und auch über seine Eltern kann Einstein kaum «Ulmer Lebensart» in sich aufgesogen haben. Sie entstammten keiner eingesessenen Ulmer Familie: Der Vater kam aus Buchau am Federsee, die Mutter aus Cannstatt; beide waren bei der Geburt des kleinen Albert erst vor wenigen Jahren respektive Monaten in Ulm zugezogen. Sicher ist andererseits aber auch, dass Einstein seinem Ulmer familiären Umfeld, Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen, zeitlebens nahe stand, Ulm auch immer wieder besucht hat, und seit den späteren 1930er-Jahren von den USA aus versuchte, Verwandten – nicht nur in Ulm – durch Emigration in die USA das Leben zu retten. In der Erforschung der familiären Ulm-Bezüge Einsteins liegt das vornehmliche Verdienst der Biografie von Christoph Rieber.

Auch der Geburtsstadt verdanke man einen Teil seines Wesens

Hier kann der Autor neue Erkenntnisse vorlegen. In der Geschichte dieser offenbar gleichfalls meist erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ulm lebenden jüdischen Familien – es ist die Zeit, als das deutsche Landjudentum durch Umsiedlung in die größeren Städte der Enge und den fehlenden sozialen Perspektiven auf dem Land zu entkommen suchte – finden sich Beispiele erfolgreichen sozialen Auf-, mehr aber noch wirtschaftlichen Abstiegs. Auch Einsteins Vater Hermann wird schließlich trotz anfänglicher Erfolge als Unternehmer in der entstehenden Elektrobranche zuerst in München und dann, nach dem Umzug nach Oberitalien, durch den Bankrott der von ihm gegründeten respektive erworbenen Fabriken zu den wirtschaftlichen Verlierern gehören. Umfangreiche genealogische Tafeln im Anhang erschließen die familiären Zusammenhänge übersichtlich, auch die der mütterlichen Seite aus einer wohlhabenden Cannstatter Familie, deren teils erhebliche Finanzspritzen für die väterlichen Unternehmungen existenziell waren. Die bis zu viergliedrige Nummerierung (etwa «1,1,1,1») der Personen vermag sich dem Leser allerdings nicht auf Anhieb zu erschließen.

Raimund Waibel

REISEPROGRAMM 2020



Abseits der Routine. Mit dem Schwäbischen Heimatbund unterwegs.

Gemeinsam mit unseren Reiseleiterinnen und Reiseleitern – allesamt ausgewiesene Kenner und Liebhaber ihres Faches – haben wir wieder ein Programm ausgearbeitet, in dessen Mittelpunkt die schwäbische Geschichte, Natur, Kunst und Kultur stehen.

Wir blicken stets aber auch über den Tellerrand hinaus und laden Sie zu ganz besonderen Reisen ein: 2020 etwa auf den Spuren Friedrich Hölderlins nach Bordeaux oder anlässlich des 500. Todestages Raffaels nach Rom. Mit Namibia bieten wir Ihnen ein spektakuläres Fernreiseziel, das atemberaubende Natureindrücke, aber auch tiefe Einblicke in die Geschichte dieses Landes im Süden Afrikas verspricht. Wir besuchen die wenig bekannte niederländische Provinz Friesland und die Insel Texel sowie die spektakuläre Ausstellung über das historische Treffen Albrecht Dürers mit Karl V. im Jahr 1520 in Aachen. Und selbstverständlich bieten wir Ihnen wieder nicht alltägliche Einblicke in die Geschichte, Natur und Kultur unseres Landes: Blumenwiesen auf der Ostalb, das Fürstenhaus Hohenlohe-Schillingsfürst, Siedlungen im Stuttgarter Osten und Störche in Oberschwaben sind uns eine Reise wert.

Haben wir Ihre Reiselust geweckt? Wir beraten Sie gerne! Fordern Sie unsere Programmbroschüre einfach an.

Unsere Schwerpunkte 2020:

- Hohenlohe: Geschichte, Natur und Kultur
- Friedrich Hölderlin

SHB SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
Kultur- und Studienreisen

Schwäbischer Heimatbund e.V.
Weberstr. 2
70182 Stuttgart

Tel. 0711 23942-11
reisen@schwaebischer-heimatbund.de
www.schwaebischer-heimatbund.de/studienreisen

VON HIER. VON UNS.

Große Denker.*



* Schiller, Hölderlin und Mörike – große Dichter, geboren in Württemberg.

Große Weine.



Entdecken Sie das Beste aus Württemberg: Zum Beispiel diese würzigen und fruchtigen Lemberger mit ihrem tief dunklen Rot oder diesen kräftigen Portugieser mit seinen Frucht- und Gewürzaromen: alle drei sind ein Gedicht!



Württembergische Weingärtner-
Zentralgenossenschaft e. G.
www.wzg-weine.de





Die Jugend der Welt protestiert und drängt auf Veränderungen. Bei den Fridays-for-Future-Demos fordern die Demonstranten die Politik dazu auf, Worten oder Absichtserklärungen endlich konsequent Taten folgen zu lassen.

Global denken – lokal handeln Wege zur Nachhaltigkeit vor Ort

Dorothee Baumann

Die Debatte über und die Politik für die Stadt hat heutzutage einen globalen Maßstab. In internationalen Organisationen wie UNO oder EU setzen sich die Mitgliedsstaaten gemeinsame Ziele für die funktionsgerechte Besiedlung des Planeten und die zukunftstaugliche Beheimatung der Menschheit. Dabei ist Konsens, dass die Transformation der Weltgesellschaft hin zu Strukturen, die auch für künftige Generationen gute Lebenschancen eröffnen, nur dann gelingt, wenn sich vor Ort der Umgang mit Umwelt und Ressourcen ändert. Das Motto «Global denken – lokal handeln», das 1992 mit der Agenda 21, dem Aktionsprogramm der Vereinten Nationen



Verstärkt werden Ideen entwickelt, die Natur in die Stadt zurückzuholen. Auch in dicht besiedelten Bereichen finden sich Nischen, in denen Pflanzen gedeihen können – wie in diesem urbanen Garten auf einem Gebäude in Stuttgart.

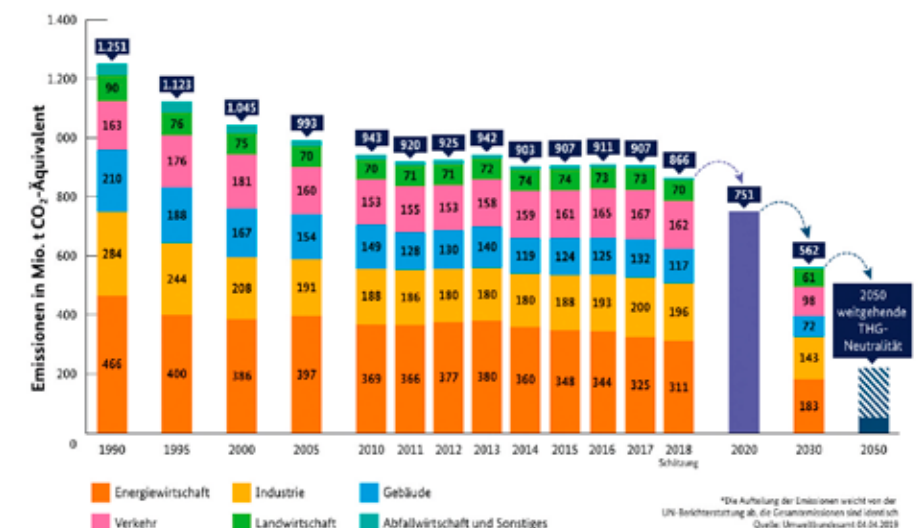
für eine nachhaltige Entwicklung, populär wurde, treibt vielerorts die Bemühungen in Städten und Gemeinden an. Die Auswirkungen des eigenen Handelns auf die Lebensbedingungen von Zeitgenossen und Nachfahren, sowohl im engeren Umkreis wie in größerer Entfernung, werden stärker in den Blick genommen. Und es geht intensiver um die Auslotung von Spielräumen für Verbesserungen hin zu einer Lebensweise, die die ökologischen Grundlagen und die Verwirklichungschancen der Mitmenschen weniger beeinträchtigt als das gängige Produzieren und Konsumieren.

Das 21. Jahrhundert wird als das Jahrhundert der Städte bezeichnet. In seinem ersten Jahrzehnt haben sich die Verhältnisse umgekehrt, weltweit leben nun mehr Menschen in urbanen Strukturen als auf dem Land und die Bewegung hält an: Man rechnet damit, dass es bis 2050 zwei Drittel der Weltbevölkerung sein werden (oder noch mehr). Die

Zahlen sind gewaltig: Zählt die städtische Bevölkerung weltweit heute vier Milliarden Menschen, sind es laut Prognosen 2050 sechseinhalb Milliarden. Die Dynamik spielt sich vor allem in Afrika und Asien ab. In Europa ist der Grad der Urbanisierung bereits heute hoch. Der Anteil der Stadtbewohner in Deutschland liegt bei gut drei Vierteln der Bevölkerung, ein moderater Anstieg auf über 80 % wird erwartet.

Stellt sich weltweit die Aufgabe der Transformation zur nachhaltigen Stadt, sind die Ausgangsbedingungen und Herausforderungen doch sehr unterschiedlich. Auf der einen Seite hat man die enorm wachsenden Städte der Schwellen- und Entwicklungsländer, die stark durch informelle Siedlungen (Slums) geprägt sind. Auf der anderen die Städte der weitgehend urbanisierten Industriegesellschaften mit vergleichsweise konstanter Bevölkerungszahl und stabiler baulicher Struktur. In der Terminologie des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen handelt es sich bei letzteren größtenteils um reife Städte/Stadtquartiere, mit einem festen Baubestand, etablierten Infrastrukturen und mit einer weitgehend konsolidierten Governance – in Abgrenzung von den Siedlungsmustern der neu geplanten oder informellen Quartiere.¹

In der Urbanistik wird die Europäische Stadt als eigener Typus gehandelt, mit einer spezifischen, oftmals weit zurückreichenden Tradition. Heute stellt sie sich meist als Konglomerat aus Quartieren älteren und neueren Datums dar, in das die Bauweisen unterschiedlicher Zeiten eingeschrieben sind. Was hier in Zukunft erreicht werden soll, haben 2007 die für Stadtentwicklung zuständigen Ministerinnen und Minister der Europäischen Union in der Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt festgehalten. Wir [...] betrachten die gewachsenen europäischen Städte jeder Größe als ein wertvolles und unersetzbares Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgut, 2 heißt es darin. Ziele sind wirtschaftliche Prosperität, Integration und sozialer Ausgleich, eine intakte Umwelt, bauliche Qualität und kulturel-



Entwicklung der Treibhausgasemissionen in Deutschland in der Abgrenzung der Sektoren des Klimaschutzplans 2050

le Vielfalt. Dabei sind die jeweiligen örtlichen Besonderheiten zu berücksichtigen. Erreicht werden sollen diese Ziele durch eine integrierte Stadtentwicklungspolitik, ein abgestimmtes, verzahntes Handeln der Ressorts und Akteure (womit auch die Bewohner/innen gemeint sind), und regionale Koordination und Kooperation. Es ist zu achten auf eine hohe Qualität der öffentlichen Räume, die Bewahrung des baukulturellen Erbes, eine moderne Infrastruktur (wozu auch nachhaltige und bezahlbare Verkehrssysteme gehören), energieeffiziente Gebäude, kompakte, funktionsgemischte Strukturen, eine aktive Bildungs- und Innovationspolitik. Besondere Aufmerksamkeit gilt den benachteiligten Quartieren. 2015 haben die Vereinten Nationen sich auf 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung verständigt. Ziel No. 11 lautet: Städte und Siedlungen inklusiv, sicher, widerstandsfähig und nachhaltig machen.³ Es soll also jedem das Recht eingeräumt werden, am städtischen Leben teilzuhaben, Gefährdungen sollen minimiert, Krisen soll vorgebeugt und Beeinträchtigungen kommender Generationen sollen vermieden werden.

Solche globalen Ziele sind zwar abstrakt, bieten aber eine Richtschnur für das Handeln auf lokaler Ebene. Erreichen lassen sie sich nur, wenn ihnen vor Ort Rechnung getragen wird. Dafür ist aber eine Übersetzung in konkretes Handeln notwendig: Welche Aktionen sind unter den gegebenen Bedingungen geeignet, Teilhabe zu gewährleisten, Gefahren abzubauen, sich vorbeugend auf Schocks einzustellen, Lebensgrundlagen zu schützen? Die Erklärung der Ziele für nachhaltige Entwicklung differenziert zu Ziel No. 11 Unterziele aus, die Wege zur Realisierung aufzeigen. Benannt werden der Zugang zu und die Sicherheit von Wohnraum, Mobilität, Grünflächen und öffentlichen Räumen, die partizipatorische, integrierte Planung und Steuerung, der Schutz von Kultur- und Naturerbe, Katastrophenschutz, die Reduzierung der Umweltbelastungen.⁴



Wie die Stadt weiterbauen? Die Erstellung dieses Gebäudes einer Baugemeinschaft im Stuttgarter Westen ist klimaneutral: Die Bäume für das Bauholz haben beim Wuchs so viel CO₂ aufgenommen, dass dies das bei der Herstellung der anderen Baustoffe und deren Verarbeitung erzeugte Treibhausgas kompensiert.

Ansatzpunkte, um die Zielvorgaben praktisch wirksam werden zu lassen und Städte nachhaltig weiterzubauen und umzugestalten, liefert auch die New Urban Agenda, die 2016 auf der UN-Konferenz «Habitat III» in Quito (Ecuador) zu Wohnen und nachhaltiger Stadtentwicklung verabschiedet wurde. Hier heißt es: Indem sie neue Wege aufzeigt, wie Städte und menschliche Siedlungen geplant, gestaltet, finanziert, entwickelt, regiert und verwaltet werden, wird die Neue Urbane Agenda dazu beitragen, Armut und Hunger in allen ihren Formen und Dimensionen zu beenden, Ungleichheiten abzubauen, ein dauerhaftes, inklusives und nachhaltiges Wirtschaftswachstum zu fördern, die Gleichstellung der Geschlechter und die Stärkung und Selbstbestimmung aller Frauen und Mädchen zu erreichen, um ihren entscheidenden Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung uneingeschränkt zu nutzen, sowie die Gesundheit und das Wohlergehen der Menschen zu verbessern, die Resilienz zu erhöhen und die Umwelt zu schützen.⁵ In diesem Sinne gilt es, allen Zugang zu gewährleisten zu Wohnen, Infrastruktur, Dienstleistungen, öffentlichen Räumen, Wirtschaftskreisläufen und sie durch Partizipation und bürgerschaftliches Engagement einzubeziehen. Ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeit sind in Einklang zu bringen im Bewusstsein, dass sich Städte und menschliche Siedlungen durch nicht nachhaltige Konsum- und Produktionsmuster, den Verlust biologischer Vielfalt, die Belastung von Ökosystemen, Verschmutzung, Natur- und vom Menschen verursachte Katastrophen und den Klimawandel und die damit verbundenen Risiken nie gekannten Bedrohungen ausgesetzt sehen.⁶ D

ie genannten Ziele und Felder dürften wenig strittig sein. Doch wo besteht Handlungsbedarf? Eine Gruppe von Institutionen und Forschungseinrichtungen hat den deutschen Kommunen Indikatoren vorgeschlagen, an denen sich ablesen lässt, ob die gesetzten Ziele für nachhaltige Entwicklung erreicht werden. Zum 11. Ziel werden z.B. genannt: Netto-Kaltnieten je Quadratmeter, Anteile des Fuß- und Radverkehrs sowie ÖPNV am gesamten Verkehrsaufkommen, Anzahl der verletzten oder getöteten Personen bei Verkehrsunfällen je 1.000 Einwohner, Anteil der Siedlungs- und Verkehrsfläche an der Gesamtfläche, Erholungsflächen pro Einwohner, Trinkwasserverbrauch (Haushalte und Kleingewerbe) pro Einwohner und Tag, entsorgte Abfallmenge je Einwohner, Anzahl der gemäß Eco-Management and Audit Scheme (EMAS) zertifizierten Unternehmen pro 1.000 Betriebe.⁷ Auf dem SDG-Portal kann man im Internet für eine bestimmte Kommune Daten abrufen, sich ein Bild machen, wo die Werte der Indikatoren für die SDG-Ziele derzeit liegen und ob sie sich in der Tendenz verbessern oder verschlechtern, und auch die Zahlen verschiedener Kommunen miteinander vergleichen.⁸ Erfolge wie Fehlentwicklungen werden so messbar gemacht, zumindest, soweit sie sich in Zahlen fassen lassen – qualitative Aspekte wie die Aufenthaltsqualität, die Ästhetik eines Gebäudes oder das Sicherheitsempfinden bleiben bei dieser Methode außen vor.



Herbststimmung im Schwarzwald.

Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen schlägt einen normativen Kompass vor, der Orientierung geben soll bei der Einlösung der Nachhaltigkeitsziele und der am Menschen orientierten Stadtentwicklung.

Der Kompass umfasst diese drei Dimensionen:⁹

- **Natürliche Lebensgrundlagen erhalten:** Es gilt, bei auf den Menschen zurückführbaren Umweltveränderungen die ökologischen planetarischen Leitplanken einzuhalten (z.B. im Klimaschutz die 2-Grad-Obergrenze) sowie lokale Umweltprobleme zu lösen (z.B. gegen Luftverschmutzung vorzugehen).
- **Teilhabe sicherstellen:** Teilhabe (substanziell, politisch, ökonomisch) ist Ziel und Mittel zugleich. Sie spiegelt Menschenrechte wider, die einzulösen sind, und eröffnet deren Verwirklichungschancen. Sie umfasst Zugang zu Nahrung, Trinkwasser, sanitären Anlagen, Gesundheitsversorgung, Bildung, Arbeits- und Immobilienmarkt, Wahl-, Informations- und Mitwirkungsrechte.
- **Eigenart fördern:** Städte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer gebauten Struktur und ihrer Sozialräume, ihrer soziokulturellen Charakteristiken und ihrer lokalen urbanen Praktiken. Es gibt daher nicht den einen, für alle Städte gültigen Weg in eine nachhaltige Zukunft, sondern jede Stadt muss ihr gemäße Lösungen finden. Darüber hinaus ist Eigenart aber auch eine Ressource. Indem Menschen als han-

delnde Subjekte Städte auf spezifische Art sich aneignen und gestalten, erleben sie Selbstwirksamkeit und Lebensqualität, entwickeln sie Vertrauen, Identität und Zugehörigkeit, erwächst ihnen die Fähigkeit, sich kreativ und innovativ zu verhalten.

Indem der Wissenschaftliche Beirat das Konzept der Eigenart einführt, schärft er den Blick für die konkreten Bedingungen vor Ort und die Potenziale, die aus dem Alltagshandeln im Raum erwachsen. Unterscheidbarkeit führt zu Ortsidentität und die Identifikation mit dem Ort motiviert dazu, sich für ihn und seine Zukunft einzusetzen. Eigenart gilt als *Quelle der Innovationskraft einer Menschheit in Bewegung – in den Fokus treten damit die vielfältigen Formen, Gestaltungen und kulturellen Prägungen von städtischen Räumen und die spezifischen sozialen und ökonomischen Kreativitäts- und Innovationspotenziale, die durch ortsgebundene Interaktionen (Konnektivität) zwischen Akteuren aus verschiedenen gesellschaftlichen Sphären entstehen*.¹⁰ Zwischen den drei Dimensionen des Kompass bestehen enge Verbindungen: Die natürlichen Lebensgrundlagen bilden die Grundlage, auf der sich Teilhabe und Eigenart entfalten können, Teilhabe findet in spezifischen örtlichen Kontexten statt, Eigenart entwickelt sich durch das Handeln der teilhabenden Menschen, ob die natürlichen Lebensgrundlagen erhalten werden, steht in Abhängigkeit vom Verhalten der Menschheit. In Museumsbuchhandlungen findet man eine Post-



Regel Austausch für Vielfalt im Garten: In Denzlingen bei Freiburg trifft man sich auf der Pflanzentauschbörse vor dem «Heimethues» und hält die alte nachbarschaftliche Tradition aufrecht, sich gegenseitig von bewährtem Saat- und Pflanzgut abzugeben; Tipps inklusive, auch an Informationsständen verschiedener Organisationen.

karte, auf der zu lesen ist: Auf Veränderung zu hoffen, ohne selbst etwas dafür zu tun, ist wie am Bahnhof zu stehen und auf ein Schiff zu warten. Die Angst vor dem Klimawandel, die Sorge um die Ökosysteme, die Furcht vor politischen Verwerfungen können einen lähmenden Sog entwickeln, es scheint, als wäre es für alles bereits zu spät... Damit geht oftmals eine Unzufriedenheit mit der Politik einher, der man vorwirft, zu zögerlich, zu vorsichtig, zu wenig anspruchsvoll auf die aktuelle Gefahrenlage zu reagieren. Der Wissenschaftliche Beirat fordert einen Paradigmenwechsel in der Stadtentwicklung weg von inkrementellen Ansätzen, die im Wesentlichen von kurzfristigen Anforderungen getrieben sind, hin zu transformativen Änderungen mit strategischem, langfristigen Blick auf die natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit und die Schaffung von Urbanität, die menschliche Lebensqualität dauerhaft befördert.¹¹ An einer solchen Vision, die die gesellschaftlichen Gruppen hinter sich sammelt und die mit Zuversicht mit Leben gefüllt wird, könnte es derzeit mangeln. Was nicht bedeutet, dass nicht an ihr gearbeitet wird – die Überlegungen sind zahlreich, es wird geforscht, diskutiert, konferiert, publiziert, gelehrt, demonstriert. Und gehandelt – in jeder Stadt finden sich Ansätze, den Alltag nachhaltiger zu gestalten. Neben den Weichenstellungen im großen Stil (wie dem Kohleausstieg) spielen auch die vielen kleinen Veränderungen eine Rolle dabei, wie sich die Zukunft darstellt. Es wird auch darum gehen, dass die Umstellung auf eine nachhaltigere Lebensweise nicht das Projekt eines bestimmten Milieus wird, der bewusste Konsum nicht ein Distinktionsmerkmal neben anderen, das seine Träger-schaft, die ihn sich leisten kann, vor anderen auszeichnet. Und darum, das transformative Potenzial der Initiativen und Institutionen, die sich oftmals schon lange für Naturschutz, einen pfleglichen Umgang mit dem baulichen Erbe,

sozialen Ausgleich, Inklusion einsetzen, stärker zur Geltung zu bringen.

Das diffuse Unbehagen ist groß, die Liste der Nachhaltigkeitsziele lang, die Initiativen sind versprengt. Nun gilt es, den Sprung zu schaffen – von den Bedenken und Befürchtungen zu einer positiv besetzten Vorstellung von Zukunft, vom Diskurs in die Praxis, vom Vorzeigeprojekt in die breite Verankerung. Mehr Verbindlichkeiten, mehr Kreativität, mehr klare Vorgaben! Sonst wird das nichts mit der Nachhaltigkeit, fordern das Berlin Institut Bevölkerung und Entwicklung und die Wüstenrot Stiftung in ihrer Streitschrift *Viele Ziele, wenig Plan*. Warum Kommunen und die deutsche Nachhaltigkeitsstrategie nicht zusammenfinden.¹² Es ist konkret und verbindlich zu klären, wohin man sich entwickeln will, es sind dafür förderliche Rahmenbedingungen zu schaffen (so wurde 2011 in Baden-Württemberg die Kommunale Initiative Nachhaltigkeit ins Leben gerufen, mit der das Land die Anstrengungen vor Ort unterstützt), unliebsame Entscheidungen nicht auf die lange Bank zu schieben (z.B. beim emotional stark besetzten Thema Verkehr), Kooperationen aufzunehmen und auszubauen (ein Weg, der man schon in den 1990er-Jahren mit den lokalen Agenden eingeschlagen hat, in denen die Akteure vor Ort zusammenfinden und -arbeiten).

Von zentraler Bedeutung ist es, die Bürger und Bürgerinnen einzubeziehen und ins Boot zu holen. Einige Nachhaltigkeitsprobleme lassen sich theoretisch mit Hilfe intelligenter Technik lösen, etwa die Energiewende oder die Feinstaubbelastung. Doch die Ziele insgesamt erfordern auch Einschränkungen im Konsum oder Veränderungen im Verhalten der Bürger. Dafür muss man nicht zaubern, aber Mut und Konsequenz beweisen und die Menschen von den notwendigen Maßnahmen überzeugen können.¹³ Diese Überzeugungsarbeit wird umso wirksamer sein, wenn sie nicht allein als staatliche Aufgabe begriffen wird. Dafür, die Auswirkungen des eigenen Handelns auf Mit- und Nachwelt stärker im Blick zu haben und eingespielte Routinen zu hinterfragen, können sich viele stark machen. Und mit gutem Beispiel vorangehen, indem sie durch das eigene Tun Alternativen zur gängigen Praxis aufzeigen. In einem von deutschen Oberbürgermeistern verabschiedeten Eckpunkte-Papier heißt es: *Nachhaltigkeit muss von den Menschen her gedacht werden: konkret, lebendig, zupackend, mit Perspektive und gemeinsam mit den Menschen, die sich in zunehmendem Maße die Idee der Nachhaltigkeit zu eigen machen. Deshalb setzen wir auf Dialog, Partizipation und die Unterstützung von Handlungskompetenzen zur Übernahme von Verantwortung und geben der Nachhaltigkeit durch konkrete Projekte vor Ort ein Gesicht*.¹⁴

Wie man die Welt und sich selbst in ihr sieht, bestimmt darüber, wie man sich verhält. Der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Kulturverbände, begreift nachhaltige Entwicklung im Kern als kulturelles Projekt. Ein neues Denken ist gefordert, das Gewissheiten und Gewohnheiten

auf den Prüfstand stellt und Chancen erkennt, die im Wandel und bewussten Bruch oder auch in der Tradition liegen. *Die 17 globalen Nachhaltigkeitsziele sind [...] gleichzeitig Kompass und Motor einer kulturellen Veränderung, die auf ein gutes Leben aller Menschen auf unserem Heimatplaneten zielt*, schreibt der zuständige Referent Jens Kober in einem Text über die Kampagne «Heimat: Was ist das?», die der Kulturrat gemeinsam mit dem Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland organisiert. Ziel der Reihe ist es, zu zeigen, dass die aktuellen Debatten um den Begriff [der Heimat] keine rückwärtsgerichteten Diskussionen sind, sondern sich vielmehr um die Zukunftsfrage drehen, in was für einem Land wir leben wollen.¹⁵ Dabei wird der Schlussschluss zwischen Kulturschaffenden und -politik und Natur- und Umweltschutz gesucht. Über den Tellerrand hinauszudenken, den des persönlichen Lebenszusammenhangs, der fachlichen Disziplin, der örtlichen Verhältnisse, ist wichtig. Genauso wichtig ist aber der Rückschluss – was bedeuten globale Risiken und Aufgaben für mich selbst, meine private und berufliche Praxis, den Raum, in dem mein Alltag sich abspielt? Gesellschaftliche Veränderung hängt zudem von Verständigung ab, wie stellen sich Schwierigkeiten und Lösungswege aus unterschiedlicher Perspektive dar, worauf kann man sich einigen und gemeinsam verpflichten? Ob sich ein neuer Konsens darüber herausbildet, wie das Leben und Zusammenleben gestaltet werden, entscheidet darüber, ob Planet, Land, Region und Ort den Menschen auch in Zukunft eine Heimat bieten können.

Anmerkungen

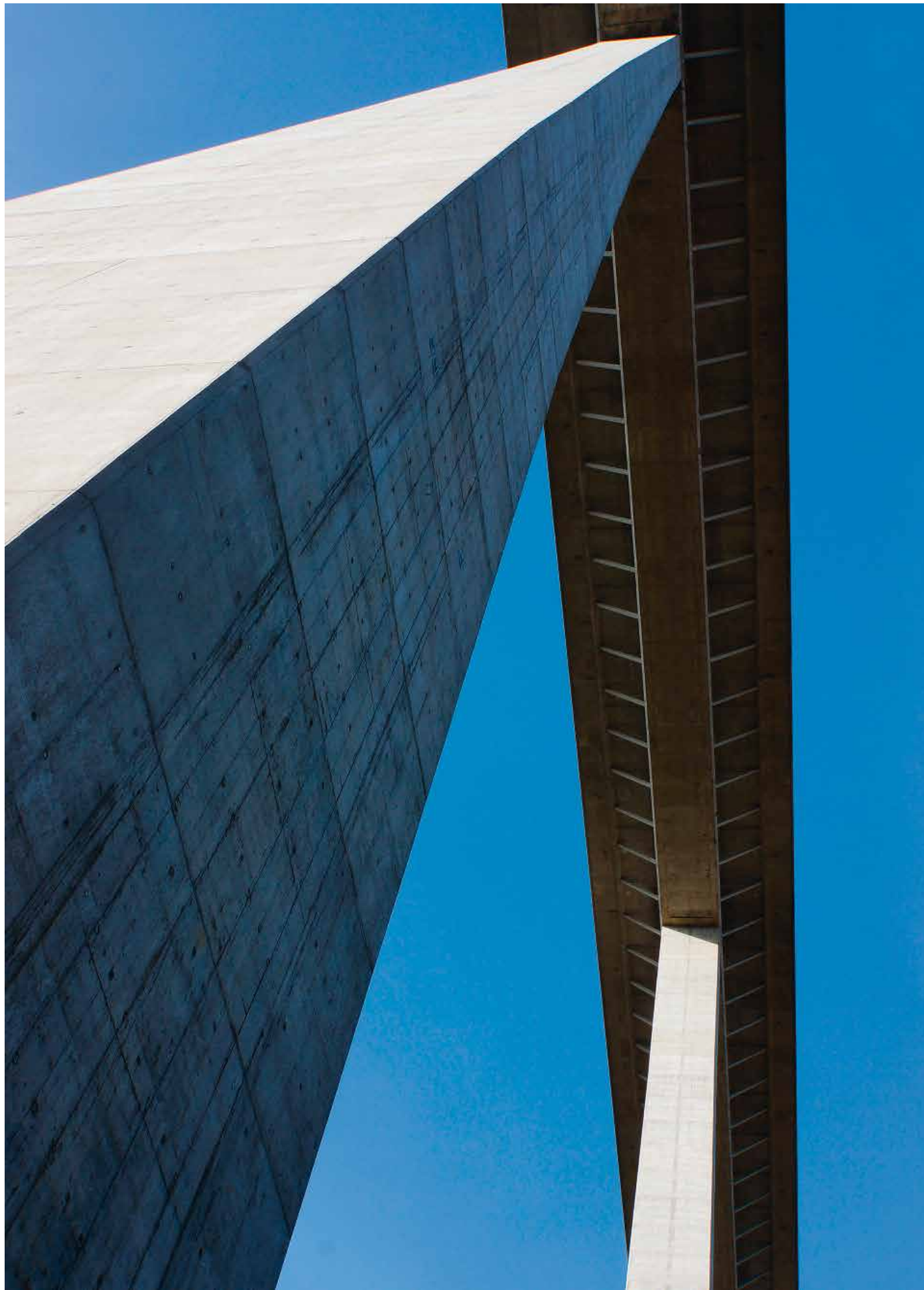
- 1 Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2016): *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte*. Hauptgutachten. Berlin. S. 15.
- 2 Informationen zur Raumentwicklung (2010, Heft 4), S. 315.
- 3 https://www.bmz.de/de/ministerium/ziele/2030_agenda/17_ziele/ziel_011_stadt/index.html
- 4 <https://nachhaltigkeit.bvng.org/die-globalen-ziele-fuer-nachhaltige-entwicklung/sdg-ziel-11-nachhaltige-stdteund-siedlungen/>
- 5 Vereinte Nationen/Habitat III (2016): *Neue urbane Agenda*. S. 6.
- 6 Ebd. S. 23.
- 7 Assmann, Dirk, Jasmin Honold, Busso Grabow, Jochen Roose (2018): *SDG-Indikatoren für Kommunen – Indikatoren zur Abbildung der Sustainable Development Goals der Vereinten Nationen in deutschen Kommunen*. Hrsg. Bertelsmann Stiftung, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung, Deutscher Landkreistag, Deutscher Städtetag, Deutscher Städte- und Gemeindebund, Deutsches Institut für Urbanistik, Engagement Global. Gütersloh.
- 8 <https://sdg-portal.de/>
- 9 Vgl. Fn.1, S. 9 f.
- 10 Ebd., S. 10.
- 11 Ebd. S. 3.
- 12 Berlin Institut Bevölkerung und Entwicklung/Wüstenrot Stiftung (2017): *Viele Ziele, wenig Plan. Warum Kommunen und die deutsche Nachhaltigkeitsstrategie nicht zusammenfinden*. Berlin/Ludwigsburg. https://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Viele_Ziele_wenig_Plan/Online_Streitschrift_VieleZiele_WenigPlan_Final.pdf
- 13 Ebd. S. 5.
- 14 Strategische Eckpunkte für eine nachhaltige Entwicklung in Kommunen, verabschiedet 2010/aktualisiert 2015 von 32 Oberbürgermeister/innen. Rat für nachhaltige Entwicklung. Texte Nr. 49. S. 8.
- 15 <https://www.kulturrat.de/themen/nachhaltigkeit-kultur/heimat-was-soll-das-2/>

Stadt Böblingen
Raum für Talente und Talente

NETZWERKERINNEN
DER MODERNE
100 JAHRE
FRAUENKUNSTSTUDIUM

1. Dezember 2019 bis 19. April 2020

STÄDTISCHE GALERIE BÖBLINGEN
in der Zehntscheuer, Pfarrgasse 2, 71032 Böblingen
Info-Telefon 07031 / 669-1705, www.boeblingen.de
Mi - Fr 15-18 Uhr • Sa 13-18 Uhr • So 11-17 Uhr



Die Kochertalbrücke. Unterwanderung einer Überquerung

Jürgen Braun

Für die nähere Betrachtung der Kochertalbrücke gibt es viele Möglichkeiten, Wege und Straßen, «drunter und drüber». Zunächst einmal die Autobahn, die sie seit 40 Jahren trägt. Völlig unaufgeregt löst sie diese Aufgabe, die sie als Dienst anzusehen scheint, den sie zu verrichten habe. Ohne spürbare Veränderung der Hohenloher Hochebenenlandschaft an ihren beiden Auflagerpunkten trägt sie einen über das Kochertal. Sie zeigt keine vorlaute Geste bei der Annäherung und beugt keine Angeberei mit ihrer Höhe über dem Talgrund. Ihre ganze Gestalt sieht man erst, wenn man sie nicht überquert, sondern unterschreitet. Auf jedem der Wege und Wanderwege, die sie unterspülen, zeigt sie sich in anderer Erscheinung, aber immer souverän und gelassen. Man sieht ihr die Anstrengung nicht an, die ihre gewaltige Aufgabe verursacht. Sie spannt sich nicht allein über den Kocher, der verglichen mit ihrer Spannweite ein schmaler Fluss ist. Sie überspannt ein mächtiges Tal und deshalb beschreibt ihr Name ganz genau ihre Aufgabe.

Nicht Kocherbrücke, sondern Kochertalbrücke! Wenn man sie dann mittig unterwandert, sieht man am besten, dass ihre mittleren Stützen riesige Türme sind, höher als der höchste Kirchturm der Welt – das Ulmer Münster würde darunter passen. Und am oberen Ende der Türme ein wunderschöner Skelettbau in großer Höhe. Die Querspannrichtung leisten Betonstäbe, die die auskragende Fahrbahnplatte auf den mittigen Hauptträger, den Hohlkasten, abstützen. Hier wird die ganze Leistungsfähigkeit strukturellen Bauens gezeigt. Das Bauen mit stabförmigen Teilen mit seiner Nachvollziehbarkeit der Kraftflüsse in einer großartigen Filigranität. Der kräftige Hohlkasten-Träger zeigt sich nicht am Brückenrand, er stützt in der Mitte die Stäbe unter der weit auskragenden Fahrbahnplatte. Er zeigt also seine Muskeln nicht im Vordergrund, erst hinter dieser Schattenlinie. Dieses Zusammenwirken ermöglicht den hauchdünnen Rand der Brücke und ihre scharfe Zeichnung.



Nicht ohne Stolz zeigt Braunsbach die Kochertalbrücke sozusagen als Wappen, was wenigen Ingenieurbauwerken gelingt. Das fällt der Gemeinde vielleicht auch deshalb leicht, weil die Hauptlast der Brücke ja der Teilort Geislingen am Kocher trägt, ihr unmittelbarer Standort. Dem Wanderer wird die Brückengestalt aus vielen Perspektiven gerecht. Aus dem östlich gelegenen Grimmbachtal, abwärts oder aufwärts gehend, die Brücke links oder rechts, jeweils als ein Rahmen des Landschaftsbildes. Beinahe dramatisch plötzlich auftauchend von Enslingen her an einer Kocherbiegung nach Norden. Und sogar von der Hochebene kommend, von Eltershofen den Löwenberg her-



Die Spannbeton-Hohlkastenbrücke quert die Höhen über dem Kochertal auf einer Länge von 1128 Metern. Baubeginn war 1976; am 18. Dezember 1979 wurde das Brückenkunstwerk dem Verkehr übergeben.

unter. Es ist auch die Aufgabe einer Brücke, das Auge des Wanderers in der Landschaft zu erfreuen und ihn zu versöhnen mit ihrer technischen Aufgabe und künstlichen Gestalt und dem Wirken als Großplastik im Landschaftsraum. Nach ihrer Fertigstellung vor vierzig Jahren führte die Kochertalbrücke noch eine Zeit lang ein unter den deutschen Autobahnbrücken vergleichsweise geruhiges Dasein. Sie war Teil eines Weges, der Richtung Osten in ein Randgebiet führte und sich entsprechend ausdünnte. Es war aber wohl nur ihr Welpenschutz und nicht von langer Dauer. Im November 1989 änderte es sich über Nacht. Nun hatte sie auf ihrem Rücken – der Fahrbahn Richtung Osten – das auszutragen, was das südwestdeutsche Unternehmertum unter Wiedervereinigung verstand. Das hat sich nie mehr beruhigt, man hat sich nur etwas daran gewöhnt. Diese besonders zärtlich ausgeformte Handvoll Deutschland, wie es Eduard Mörike nannte und wie man es aus den Schwarzweiß-Bildbänden von Paul Swiridoff kannte, verschwindet nach und nach.

Die jetzige Gestalt der Kochertalbrücke resultiert aus einem Vorgang, der den Betrachter das zu schätzen lehrt, was beim Entwerfen und Konstruieren wohl als höchste Kunst anzusehen ist: Das Denken in Alternativen. Es gibt für den Bau der Brücke fünf weitreichend ausgearbeitete Lösungsvorschläge. So wurde ein Sprengwerk untersucht, mit zwei V-förmigen Stützen, eine Bogenbrücke mit einer gekurvten Portallinie und eine Schrägkabelbrücke aus

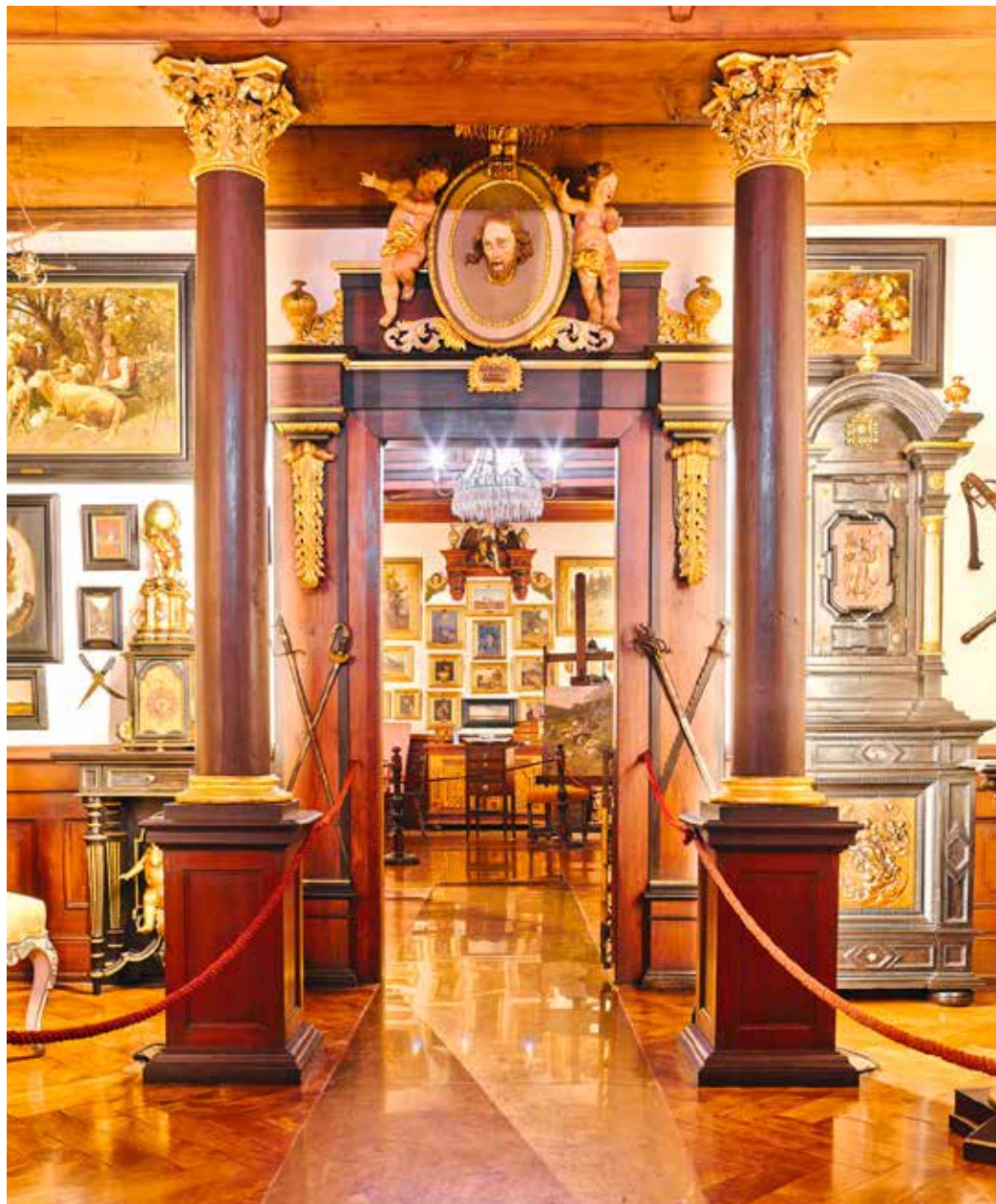
Stahl mit hohen Pylonen zu Abhängung der Zugglieder von weit oberhalb der Fahrbahn. Alles respektable Ingenieurslösungen – aber nicht für diesen Standort. Sogar die gewählte Konstruktion einer Balkenbrücke wurde vor der Ausführungsplanung nochmals näher untersucht. Dabei wurden dann noch die Anzahl der Pfeiler erhöht und die Spannweite der Balken reduziert, bis die heutige Gestalt gefunden war. Das Entwerfen mit Alternativen ist – wie man im Aufsatz «Wie entsteht ein Brückenentwurf?» von Fritz Leonhardt lesen kann – ein Vorgang, bei dem man selbst bereit sein muss, die erste eigene gute Lösung zugunsten einer weiteren – besseren – zu verwerfen. Das ist eine der schwierigsten Disziplinen für alle, die in einem kreativ-konstruktiven Bereich anspruchsvoll arbeiten. Und dann auch noch andere Fachleute zu fragen, die etwas anderes vielleicht besser können als man selbst und deren externer Blick eine Bereicherung im Planungsprozess darstellt, ist auch eine hohe Kunst. Beides haben die Planer der Kochertalbrücke getan und es hat sich segensreich ausgewirkt auf das gebaute Ergebnis. Die uneitle Zusammenarbeit der planenden Ingenieure mit Architekten, die gestaltend und bewertend beraten haben, wurde ja auch schon früher mit ähnlich gutem Ergebnis praktiziert, wie zum Beispiel beim Bau des Stuttgarter Fernsehturms. Und der Plankopf der Bauzeichnungen erwähnt sogar die Mitarbeiter und dokumentiert damit deren wichtige Rolle. Als «signature building» bezeichnet man das weltweite Phänomen, dass ein Planer seine wiedererkennbare Handschrift

hinterlässt und diese dann oft den Vorrang hat, vor Standortdeterminanten und Nutzungsanforderungen. Die Kochertalbrücke dagegen lässt die Linie ihres Flusstals als wichtigste lesbare Signatur an diesem Ort, was für eine großartige Geste!

Die Kochertalbrücke ist kein Naturwunder, sie ist ein Meisterwerk!

Dieses Essay entstand für den neuen Bildband «Die Kochertalbrücke. Deutschlands höchste Brücke, ein Kulturdenkmal für Europa» (Molino Verlag, Schwäbisch Hall). Er wurde aus Anlass des 40. Brückenjubiläums mit Unterstützung der Wüstenrot Stiftung vom Württembergischen Ingenieurverein (VDI) herausgegeben. Neben Fotografien von Roland Bauer sind historische Aufnahmen vom Bau zu sehen. Der Band sammelt eine Reihe von Ansichten der Bau-Ikone, würdigt das Kulturdenkmal und inspiziert die umgebende Landschaft. Unbedingt lesenswert: der Aufsatz von Fritz Leonhardt «Wie entsteht ein Brückenentwurf?» Darin zeigt der legendäre Bauingenieur die Voraussetzungen für gelungene Großprojekte auf – und er plädiert bereits 1971 dafür, die Bürger bei der Bauplanung miteinzu beziehen!





Die als «Ateliers» bezeichneten Salons der Künstler Anton Braith und Christian Mali sollen vom Geschmack und vom Erfolg der Künstler zeugen.



Blick auf die Regalwand mit dem Nachlass von Christian Mali im Magazin des Braith-Mali-Museums. Geordnet sind Gemälde und Ölstudien, ohne die Papierarbeiten. Die entsprechenden Werke des Nachlasses von Anton Braith befinden sich in einer weiteren Regalwand

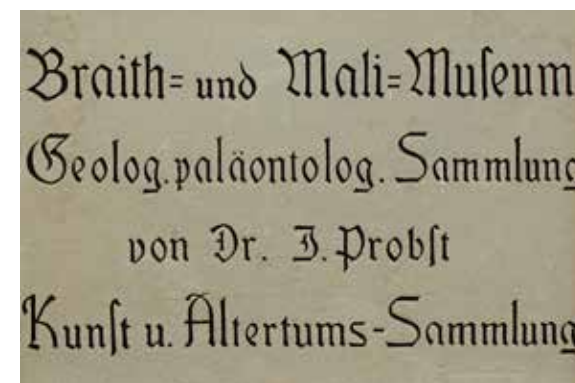
Kunst «entsammeln»? Warum das Abgeben von Nachlassteilen Sinn macht

Uwe Degreif

Auf die Frage, wie die Kernaufgaben eines Museums lauten, hätten vor einer Generation vermutlich die meisten Kolleginnen und Kollegen geantwortet: Sammeln, Bewahren, Erforschen und Ausstellen. Inzwischen gehören das Vermitteln dazu und auch das Bekanntmachen. Wer nicht auf sich aufmerksam macht, der wird nicht wahrgenommen. Aus meiner Sicht sind auch Kenntnisse des Ausräumens erforderlich, denn man wird die Augen nicht mehr davor verschließen, was in den vergangenen einhundert Jahren in die Magazine eingelagert wurde. Das Alltagsgeschäft bietet kaum Lücken, sich der Sammlung zuzuwenden, die Bestände geraten aus dem Blick, die Übersicht geht verloren. Sammlungsbetreuung erscheint oft als ein notwendiges Übel. In den meisten Museen ist Depotplatz inzwischen ein rares Gut. Am Beispiel der Einlagerung von zwei Künstlernachlässen ins Museum Biberach sollen einige mit dem Verringern von Beständen verbundene Fragen, dem sogenannten Entsammeln, formuliert und diskutiert werden.

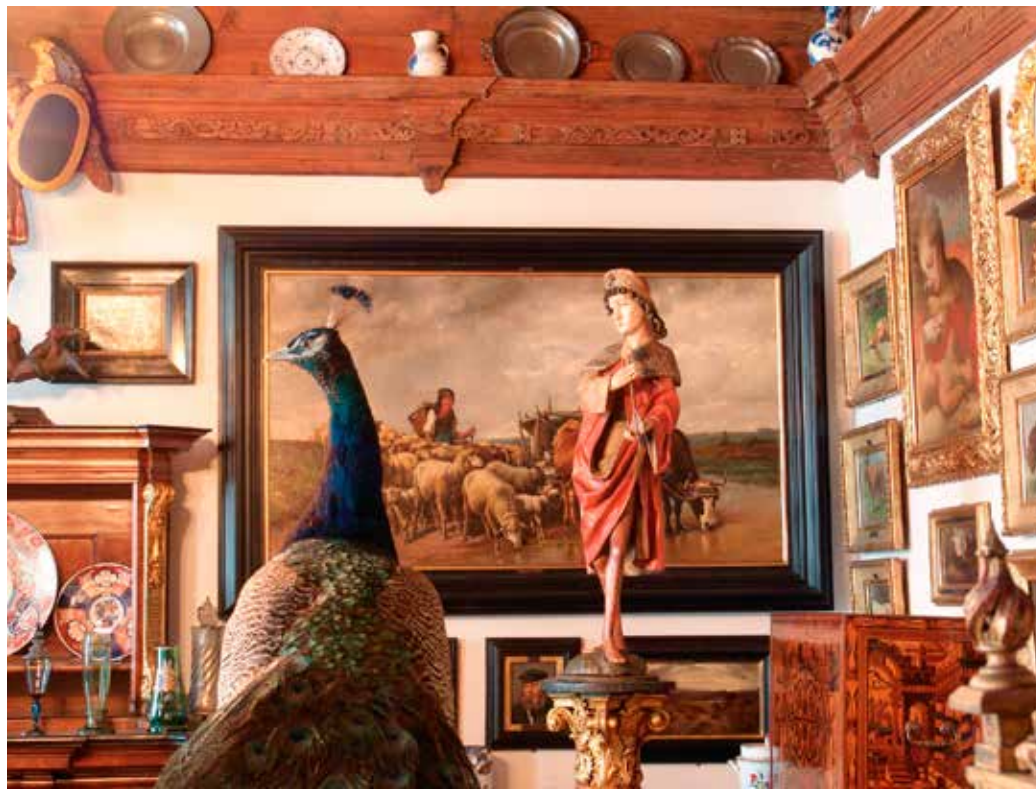
Nachlass Anton Braith (1836–1905)

Nachlass Anton Braith (1836–1905) Am 3. Januar 1905 verstirbt der aus Biberach an der Riß stammende Tiermaler Anton Braith. Zuvor avancierte er in den 1870er-Jahren in München zu einem der gefragtesten Nutztiermaler der Stilepoche des Realismus und hielt diese Position bis in die frühen 1890er-Jahre. Braith spezialisierte sich auf Kühe, Schafe und Ziegen und brachte es darin zu einer ungewöhnlichen Meisterschaft. Junge Tiere in Bewegung waren sein Markenzeichen. München galt in jener Epoche als Kunsthauptstadt des Deutschen Reiches, Braith als «Malerfürst». Er nahm an Weltausstellungen teil und verkaufte nach Übersee.



Seit 1908 trägt das Museum den Namen «Braith-Mali-Museum». Die Tafel am Gebäude erinnert daran, dass das Museum als Schau-sammlung unterschiedlicher Teile entstand: aus der geologisch-paläontologischen Sammlung von Pfarrer Dr. Probst und der Sammlung des Kunst- und Altertumsvereins.

Mit seiner Kunst wurde er sehr vermögend. Nach seinem Ableben vermachte er seiner Heimatstadt 670 Ölgemälde, 52 Skizzenbücher, mehr als 1.000 Zeichnungen und 64 Gemälde anderer Künstler, zudem Möbel und Kunstgegenstände sowie 20.000 Goldmark zur Einrichtung eines Museums. Braiths Schwestern erbten sein Haus in Biberach, weitere Verwandte wurden finanziell großzügig bedacht. Die Übergabe des Nachlasses an die Stadt Biberach war ausgemachte Sache, Braith ist seit 1891 ihr Ehrenbürger und seit 1902 Ehrenmitglied des Kunst- und Altertumsvereins. Dieser gründete sich 1901 mit dem Ziel, ein Mehrspartenmuseum einzurichten. Bislang zeigten die «Städtischen Sammlungen» eine naturkundliche Sammlung, mit



Nicht nur Gemälde schmücken die Räume, auch Skulpturen, Möbel, Vasen und ein ausgestopfter Pfau sind dabei.



Typische Bewegungsstudie von Anton Braith mit stürmenden Kälbern, um 1891. Kohle auf Papier.

Braiths Kunstnachlass sollte es dem Verein gelingen, sein Vorhaben umzusetzen. Am 2. September 1906 war man dem Ziel einen großen Schritt nähergekommen: Im Dachgeschoss des Westflügels im ehemaligen Hospital zum Heiligen Geist eröffnete das «Braith-Museum» und präsentierte sein Oeuvre umfangreich.1

Nachlass Christian Mali (1832–1906)

Am 1. Oktober 1906 verstirbt in München Braiths Lebensgefährtin, der Tier- und Landschaftsmaler Christian Mali. Er ist seit 1905 Ehrenbürger der Stadt Biberach und hinterlässt ihr ebenfalls seinen Nachlass: 270 Ölgemälde, 716 Ölskizzen, 48 Skizzenbücher, 17 Mappen mit Zeichnungen, 43 Gemälde von Anton Braith und 226 Gemälde anderer Künstler. Ebenso die Inneneinrichtung der Salons der beiden Künstler mit mehr als 1.000 Inventarteilen. Und er verfügte, dass für den Betrag von 60.000 Goldmark im Innenhof des Hospitals ein «Braith-Mali-Denkmal» errichtet werden soll. Auch der Münchner Künstlerunterstützungsverein wurde bedacht und erbte das Haus in der Münchner Landwehrstraße, sowie 260.000 Goldmark in Pfandbriefen. Am 4. Oktober 1906 wurde Malis Leichnam nach Biberach überführt. Da die Friedhöfe konfessionell getrennt sind und Mali evangelisch getauft ist, konvertiert er auf dem Sterbebett. Damit wurde eine Beisetzung auf dem katholischen Friedhof an der Seite seines Lebensgefährten möglich. Sechs Wochen später traf Malis umfangreicher Kunstbesitz in Biberach ein. Als die Frauenarbeitsschule im Winter 1907 aus dem Stockwerk unter dem «Braith-Mu-

seum» auszog, machten sich die Verantwortlichen daran, die Salons dort einzubauen und eine große Auswahl an Gemälden zu präsentieren. Ab dem 26. Dezember 1908 ist das «Braith-Mali-Museum» mit den «Braith-Mali-Ateliers» der Öffentlichkeit zugänglich, am 1. Oktober 1910 wurde das «Braith-Mali-Denkmal» enthüllt. Es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: Mittels der schier Masse an Kunst und hohen Geldbeträgen hatten die Biberacher Kunst- und Altertumsfreunde den erforderlichen Druck erzeugt, die Stadt hatte das Gebäude bereitgestellt und beiden Künstlern ihren Nachruhm gesichert. Normalerweise verweilt ein Künstlernachlass zwanzig, dreißig Jahre bei den Nachfahren, meist bei den Kindern der Künstler, bevor nach einer dauerhaften Lösung gesucht wird. Die meisten Nachlässe dürfen eine oder zwei Generationen «weiterleben», wenn auch mitunter nur auf dem Dachboden eines Hauses. Da weder Anton Braith noch Christian Mali Nachfahren haben, entfiel diese Option. Die im Haus befindlichen Gegenstände wurden rasch nach Biberach verbracht. So liegen zwischen der Überführung des Braith-Nachlasses und der Eröffnung des «Braith-Museum» gerade einmal eineinhalb Jahre; die Zeitspanne bis zur Gesamteröffnung des «Braith-Mali-Museum» ist etwas länger, angesichts der umfangreichen Einbauten der «Braith-Mali-Ateliers» aber immer noch sehr kurz.

Es kann nicht verwundern, dass die Verantwortlichen keine Mühe darauf verwendeten, unter den Kunstwerken eine Auswahl zu treffen. Dies geschah nicht nur aus Gründen der Dankbarkeit. Sie wollten sowieso alles übernehmen, denn die Nachlässe erfüllten aus ihrer Sicht eine wesent-

liche Voraussetzung: Sie stammten zumindest im Falle von Anton Braith von einem Künstlergenie. Die Annahme eines Künstlergenies ist eine wichtige Voraussetzung für den Gedanken, einen Nachlass als Ganzes zu erhalten. Die romantische Idee unterstellt, dass sich das Genialische in allem zeige, was ein Künstler in die Hand nimmt, selbst in einer scheinbar unbedeutenden Skizze. Damit bewegen sich Künstler in der Nähe zum Weihevollen. Anton Braith besaß aus Sicht der Biberacher Museumsgründer eine solche Nähe, schließlich wurde aus dem armen Bauernkind, dessen Eltern sich das Stadtrecht eines Biberacher Bürgers nicht leisten konnten, ein Millionär. Aus heutiger Sicht hat sich dieses Urteil sehr relativiert: Braith zählt zwar immer noch zu den besten deutschen Tiermalern der Epoche des Realismus, aber von einem Genie spricht niemand mehr. Künstlerisch gelang ihm der Übergang zum Impressionismus nicht und damit zur Bildauffassung der Moderne. Als die Biberacher Verantwortlichen die Übernahme vorbereiteten, war sein Festhalten am realistischen Abbild bereits folgenreich zu spüren. Anton Braith war nicht mehr auf den wichtigen Ausstellungen vertreten, mit Heinrich von Zügel war längst ein Nachfolger gefunden. Braiths Stern war untergegangen. Seinen Nachlass hätte er 1905 in München nicht mehr unterbekommen, lediglich der Künstlerunterstützungsverein hätte ihm für seine Großzügigkeit ein Denkmal gesetzt. Für die Verantwortlichen in Biberach spielte das keine Rolle, möglicherweise erachteten sie den Paradigmenwechsel durch den Impressionismus als vorübergehende Mode. Ihnen ging es um ihr Museumsprojekt und dafür kamen die beiden Nachlässe wie gerufen.

Es war ein glückliches Zusammentreffen mit klugen Entscheidungen. Durch die Übernahme und den Einbau der Künstlersalons bewahren die Verantwortlichen etwas, das in München bereits aus der Mode gekommen ist und drohte ausgeräumt zu werden – die Künstlersalons des Historismus. Mehrere Hundert davon gab es in den 1880er-Jahren in der bayerischen Metropole. Sie dienten erfolgreichen Künstlern als gesellschaftliche Bühne, hier inszenierten sie auf vielfältige Art und Weise Geschmack. Eine Musealisierung durch Erhalt oder Translozieren hatte 1905/06 noch niemand im Sinn, auch wenn die Idee in der Luft lag. In Deutschland kommen um 1900 erste Interieurs in die kunstgewerblich, volkskundlich, kulturgeschichtlich ausgerichteten Museen. Sie dienen als Anschauungsbeispiele für die nationale und regionale Kultur. Entsprechende Abteilungen richteten das Schweizerische Landesmuseum (1898), das Bayerische Nationalmuseum (1900), das Altonaer Museum in Hamburg (1901), das Märkische Museum in Berlin (1908) ein.2 Biberach lag im Trend. Der Unterschied: Während andernorts mittelalterliche Zunftstuben und Kreuzgänge von Klöstern mitsamt gotischer Wandmalereien eingebaut wurden, translozierte man in Biberach das Ensemble eines Künstlersalons der Zeit um 1885. Das ist singulär. Neben Möbeln, sakralen und profanen, fürstlichen und bäuerlichen Gegenständen zieren 307 Gemälde von 101 Malern die Wände der vier Schauräume. Unter ihnen sind auch ca. 70 Werke von Braith und Mali. Zusammen mit den in der Dauerschau präsentierten Gemälden ist ihre Kunst auch hundert Jahre später noch im Museum Biberach umfangreich sichtbar.

Und die Nachlässe? Sie verteilen sich seit mehr als 60 Jahren auf drei klimatisierte Magazinräume und füllen 21,6 lfm raumhohe Regale sowie zwei große Grafikschränke. Es ist ein immobilier Besitz, weil von den noch ca. 500 eingelagerten Gemälden Braiths in den vergangenen 100 Jahren weniger als 60 in Ausstellungen präsentiert wurden. Meist wählte man dasselbe Dutzend aus. Die Restlichen haben das Licht der Öffentlichkeit nie erblickt, es sind depotverbannte Werke (Dirk Boll).³ Die Bilanz für Christian Mali ist noch ernüchternder. Warum? Weil diese Werke nahezu ohne Wert sind für die Forschung und für das Ausstellen. Weil Kuratoren und Wissenschaftler nur mit guten Werken arbeiten, niemand schaut auf das künstlerisch Halbgelungene oder den x-ten Entwurf. Wozu Ölskizzen mit nahezu gleichen Motiven präsentieren? Sie dienten den Malern zur Vorbereitung großformatiger Gemälde. Ein Nutztiermaler musste nämlich nicht nur die Tiere und ihre unterschiedlichen Rassen malen können. Er musste auch die Pflanzen kennen und darstellen können, die die Tiere fressen. Er musste den Boden wiedergeben können, auf dem diese Pflanzen wachsen, den Hang, auf dem die Tiere weiden, die Bäume und Sträucher, die dort stehen. Er musste Steine und Felsen malen können, sofern er die Szenen in eine Bergregion versetzt. Er musste einen Himmel mit Wolken malen können und anderes mehr. Anton Braith hatte sich ausgiebig um solchen Realismus bemüht und dafür zahllose Ölstudien und Zeichnungen geschaffen. Allerdings sind die meisten Motive topografisch nicht zuordenbar. Wofür könnten sie künftigen Generationen dienen? Um die Arbeitsweise des Künstlers anschaulich zu machen reichen zwei Dutzend.

Der Künstlernachlass – eine Schatztruhe? Eine irriige Annahme, nicht nur für die Nachlässe von Anton Braith und Christian Mali. Für Künstlernachlässe ist charakteristisch, dass sie überwiegend Werke zweiter und dritter Güte enthalten. Weshalb? Weil die meisten guten Werke zu Lebzeiten verkauft werden. Sie begründen das Renommee der Künstler und etablieren den Preis für ihre Werke. Kein Künstler kann einen Großteil seiner hervorragenden Werke lange zurückhalten, schließlich will er die Öffentlichkeit von seinen Fähigkeiten überzeugen. In der Regel gehen die besten Werke in den Umlauf, sie gehen auf Ausstellungen, werden auf Einladungen oder in Katalogen abgebildet, werden verkauft und wandern in private und öffentliche Sammlungen. Was an die Museen übergeben wird, das ist dann jener Bestand, der noch beim Künstler verblieben ist. Nur ein kleiner Teil davon ist von erster Güte.⁴ Weil Nachlässe selten ins Licht der Öffentlichkeit gelangen, hält sich hartnäckig das Versprechen, man habe einen Schatz übertragen bekommen.

Was könnte mit zweit- und dritrangigen Werken geschehen? Soll man sie weitere 100 Jahre klimatisieren und künstlich am Leben erhalten? Welche Möglichkeiten bieten sich? Eine Idee wäre es, sie an interessierte Museen abzugeben. Wie viele Werke würden dadurch den Standort

wechseln? Vielleicht 20 oder 30, sofern Museen an Werken zweiter Güte interessiert sind. Das Problem wäre danach nur minimal kleiner. Eine Möglichkeit wäre, sie in die sogenannte «Ämterausleihe» zu geben, zum Schmuck der Büros von städtischen Angestellten. Jedoch sind solche Versuche gescheitert, weil niemand etwas «Altmodisches» an der Wand haben möchte. Soll man sie verkaufen? Sofern man sich dazu entscheiden würde, wäre höchste Eile geboten. In der Breite erzielten Werke der Münchner Malerschule in der ersten Hälfte der 1980er-Jahre die höchsten Ergebnisse, seitdem sinken die Preise kontinuierlich. Für Werke Anton Braiths liegen sie heute bei weniger als einem Drittel und es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass sich dieser Trend umkehrt. Manches Bild von Christian Mali findet nur für einen kleinen Betrag einen Abnehmer. Der Markt würde eine begrenzte Anzahl an Werken aufnehmen, alles darüber hinaus würde einem weiteren Preisverfall kräftig Vorschub leisten. Sowieso würde ein umfangreicher Verkauf scheitern, weil es für anonyme Landschaftsstudien keine Nachfrage gibt, viele von ihnen sind nämlich unsigniert und undatiert. Was soll mit den ca. 1.400 Zeichnungen passieren? Soll man sie günstig im Museumsshop anbieten? Wem soll man sie offerieren? Allen Interessierten oder nur den Bewohnern der Stadt Biberach, in deren Eigentum sie sich letztlich befinden? Für Überlegungen zum Entsammeln spielt der Erlös von Sammlungsteilen keine Rolle. Ein großer Aufwand wäre mit einem minimalen Ergebnis verbunden. Einzelne Verkäufe lösen kaum ein Problem, sie schaffen keinen Platz. Hin und wieder kann es Aufgabe des Entsammelns sein, etwas zu veräußern, um mit dem Erlös ein Werk zu erwerben, mit dem man eine Lücke im Bestand schließen kann. Etwas abzugeben, um das Vorhandene zu stärken, nicht um Einnahmen zu erzielen.

Klasse statt Masse

Um ein strenges Aussortieren kommt man nicht herum. Welche Kriterien sollten bei der Durchsicht eines Bestandes angelegt werden, und zwar unabhängig von dessen Größe? Das Verbleibende sollte die stilistische und motivische Entwicklung eines Oeuvres nachvollziehbar machen. Er sollte die Breite eines künstlerischen Schaffens belegen und seine besondere Meisterschaft. Einige Werke sollten das Charakteristische der Epoche aufweisen, ihre typischen Merkmale und Themen. Im einen oder anderen Fall könnte auch ein ganzer Werkkomplex erhalten bleiben. Regionale Bezüge, sofern vorhanden, sind immer von Interesse. Hinsichtlich der Zeichnungen sollten jene gesichert werden, die als Vorarbeiten für wichtige Gemälde dienen. Damit verbliebe ein Umfang von 10 bis 15 % in den Magazinen, in der Summe immer noch mehr als 100 Werke. Der Rest sollte entsorgt werden. Die heutigen Möglichkeiten des digitalen Abbilds mögen Entscheidungen erleichtern, aber sie entlasten einen nicht von schmerzhaften Schnitten. Entsammeln heißt auf Vollständigkeit zu verzichten.



Studie zweier Kühe im Nachlass von Christian Mali. Öl auf Papier, um 1865

Wäre Vollständigkeit eine unabdingbare Voraussetzung, um zu Erkenntnissen zu gelangen, so hätte das meiste, das historisch auf uns überkommen ist, keine Aussagekraft. Das Vergangene hat sich niemals vollständig erhalten. Geschichte ist voller Lücken, dennoch gewinnt man aus ihr Erkenntnisse. Stoppen und trennen: Entsammeln heißt auch Sammlungsziele zu stoppen und aufzugeben. Das Museum Biberach als Mehrspartenmuseum sammelt seit Jahren keine Radios, keine Fotoapparate, keine Münzen, Puppenstuben, Holzmodel, Kostüme, Trachten, Waffen und auch keine Möbel mehr. Vieles, was in der Vergangenheit zusammengetragen wurde, wird nicht fortgesetzt. Einzelne Sammlungsteile wurden an Museen und Gemeinden abgegeben, andere harren ihrer Ausinventarisierung. Eine Verantwortung für die Sammlung umfasst das Ablehnen von Schenkungen, den Verzicht auf austauschbare Belegexemplare. Sofern sie doch ins Museum gelangen, was häufig nicht zu vermeiden ist, so könnten sie mit Zustimmung der Spender entgegengenommen, aber nicht inventarisiert werden. Sie könnten bspw. auf einem jährlichen Flohmarkt zusammen mit alten Rahmen, grafischen Dubletten, ausgemusterten Mineralien, beschädigten Tierpräparaten etc. abgegeben werden, deren Verkaufserlöse dem Förderkreis des Museums zugutekommt.

Mit der Übernahme der beiden Nachlässe und der Künstlersalons hatten die Verantwortlichen Entscheidungen getroffen, die dem Museum Biberach bis heute zum Vorteil

gereichen, aber auch Sorgen bereiten. Sie haben sich lediglich für Kunst interessiert und Anderes ausgeschlossen. So finden sich unter den vielen Dingen, die aus München nach Biberach kamen, keine schriftlichen Dokumente und nur sehr wenige persönliche Gegenstände. Dabei wäre es interessant etwas darüber zu erfahren, ob die beiden Maler angesichts ihrer unglaublichen Produktion Helfer hatten und an wen sie ihre Kunst verkauft haben. Es wäre von Interesse, etwas über das Leben eines schwulen Paares im Münchener Künstlertum des späten 19. Jahrhunderts zu erfahren – wie die beiden Maler 40 Jahre lang in einer «Männerfreundschaft» lebten, mit wem sie Kontakte pflegten usw. Nichts davon kann man mit den riesigen Nachlässen belegen – eine einzige Schachtel mit Schriftstücken wäre von großem wissenschaftlichem Nutzen.

Sammlungsbestände eignen sich nicht zum Spekulieren. Die Verantwortlichen in den Museen dürfen nicht zu stillen Verbündeten der Künstler oder ihrer Nachlassverwalter werden, wenn diese auf eine Preisstabilität oder spätere Wertsteigerung hoffen. Es gilt die Faustregel: Hat der Künstler oder die Künstlerin zu Lebzeiten keine Bedeutung erlangt, so werden sie dies mit ihrem Ableben nicht mehr erreichen. Der berühmte van-Gogh-Effekt, zu Lebzeiten verkannt, nach dem Tod ein Superstar, ist ein Phänomen des ausgehenden 19., nicht des 20. Jahrhunderts. Mir ist kein Künstler bekannt, dessen Werke durch Einlagern in ein Museum an Wert gewonnen haben. Das Gegenteil ist



Eine der zahlreichen Bodenstudien im Nachlass von Anton Braith. Öl auf Pappe, um 1870.

der Fall. Für Kunstwerke in Depots gilt: Aus dem Auge aus dem Sinn. Deshalb ist eine Auswahl unumgänglich und braucht es weiteres als nur Kunst. Museumsdepots sind keine Garagen für ausrangierte Autos, die durch Aufbewahren nach zwei Generationen zu hochwertigen Oldtimern werden. Ebenso reifen Bestände nicht wie ein Wein in Folge klimatisierter Kellerlagerung. Sind Verkäufe erlaubt? Die Statuten des International Councils of Museums (ICOM) und des Deutschen Museumsbundes betonen, dass Museen einen öffentlichen Sammlungsauftrag haben, aber sie haben keinen Auftrag, alles für immer aufzubewahren. Für den Fall einer Abgabe von Sammlungsteilen sehen sie vor, dass diese zuerst in ihrem Gesamtzusammenhang gewürdigt werden müssen und bevorzugt Museen und kommunalen Einrichtungen zur Übernahme anzubieten sind. Und: Wird ein finanzieller Erlös erzielt, ist dieser zwingend dem Sammlungsetat zuzuführen.⁵ Dies soll verhindern, dass die Sammlung zur Verfügungsmasse kommunaler Haushaltsarithmetik wird.

Wir leben nicht in Mangelzeiten: Die Übernahme von größeren Nachlassteilen war in der Vergangenheit häufig einem Mangel geschuldet. Es war für Museen eine Möglichkeit, den Bestand zu erweitern, quasi im Tausch gegen Depotfläche. Die meisten kommunalen Sammlungen entstanden so. Allerdings leben wir in Zeiten des Überflusses. Überfluss nicht nur an Dingen, Überfluss auch an Kunst. Die Anzahl an Künstler/innen ist enorm, die Objektfülle für Archive kaum zu bewältigen. Welche Kunst und welche Künstler/innen sollen die Museen sammeln? Die Antwort fällt schwer. Wir wissen weniger als zuvor, was in der Zukunft von Interesse sein könnte. Die Kunst ist international geworden, die künstlerischen Konzepte mannigfaltig, die Materialien vielgestaltig. Es gibt mittlerweile nicht nur zu

viel Kunst, sondern auch zu viel gute Kunst, bilanziert Franz-Josef Sladeczek.⁶ Kunstwerke sind zwar Unikate, aber es sind eben keine knappen Güter mehr. Ich plädiere deshalb dafür, dass mehr als bisher das Museumsdepot als eine Art Zwischenlager verstanden wird. Es sollte eine Praxis selbstverständlich werden, wonach es im Abstand von 30 oder 40 Jahren erforderlich wird, die Sammlungsbestände nach dem Vier-Augen-Prinzip streng zu durchforschen und sich auch von Teilen zu trennen. Solche wiederkehrenden Beurteilungen braucht es, weil Museumsdepots zwar dem materiellen Verfall entgegenwirken, nicht aber dem ideellen. Mit dem Entsammeln wird Platz für neue Bestände geschaffen. Und es kann Vielfältigeres aufgenommen werden. Dadurch erhalten Dinge, die noch keinem Kanon entsprechen, eine Chance, zu dauerhaften Sammlungsteilen zu werden. Andere Güter werden aus ihrer Immobilität gelöst. Das Depot wird stärker ein Arbeitsspeicher als ein Verwahrort.

Anmerkungen

- 1 Frank Brunecker: Die Idee für ein Museum, in: Stadt Biberach (Hg.): Die Braith-Mali-Ateliers, Ausstellungsführer Band 1, Biberach 2000, S. 8–32.
- 2 Sabine Tischer: Das Interieur im Museum, in: ebenda, S. 50–58.
- 3 Dirk Boll: Weniger ein Plädoyer als eine Bestandsaufnahme, in: Olaf Zimmermann, Theo Geißler (Hg.): Altes Zeug: Beiträge zur Diskussion zum nachhaltigen Kulturgutschutz, Berlin 2016, S. 176.
- 4 Uwe Degreif: Teilen und sichern. Argumente gegen den vollständigen Erhalt, in: Künstlerbund Baden-Württemberg (Hg.): Was bleibt? Konzepte für den Umgang mit Künstlernachlässen, Freiburg 2015, S. 37–43.
- 5 Deutscher Museumsbund: Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut, Berlin/Leipzig 2011, S. 28.
- 6 Franz-Josef Sladeczek, Sandra Sykora: After Collecting. Leitfaden für den Künstlernachlass, Zürich 2013, S. 125.

REISEPROGRAMM 2020



Abseits der Routine. Mit dem Schwäbischen Heimatbund unterwegs.

Gemeinsam mit unseren Reiseleiterinnen und Reiseleitern – allesamt ausgewiesene Kenner und Liebhaber ihres Faches – haben wir wieder ein Programm ausgearbeitet, in dessen Mittelpunkt die schwäbische Geschichte, Natur, Kunst und Kultur stehen.

Wir blicken stets aber auch über den Tellerrand hinaus und laden Sie zu ganz besonderen Reisen ein: 2020 etwa auf den Spuren Friedrich Hölderlins nach Bordeaux oder anlässlich des 500. Todestages Raffaels nach Rom. Mit Namibia bieten wir Ihnen ein spektakuläres Fernreiseziel, das atemberaubende Natureindrücke, aber auch tiefe Einblicke in die Geschichte dieses Landes im Süden Afrikas verspricht. Wir besuchen die wenig bekannte niederländische Provinz Friesland und die Insel Texel sowie die spektakuläre Ausstellung über das historische Treffen Albrecht Dürers mit Karl V. im Jahr 1520 in Aachen. Und selbstverständlich bieten wir Ihnen wieder nicht alltägliche Einblicke in die Geschichte, Natur und Kultur unseres Landes: Blumenwiesen auf der Ostalb, das Fürstenhaus Hohenlohe-Schillingsfürst, Siedlungen im Stuttgarter Osten und Störche in Oberschwaben sind uns eine Reise wert.

Haben wir Ihre Reiselust geweckt? Wir beraten Sie gerne! Fordern Sie unsere Programmbroschüre einfach an.

Unsere Schwerpunkte 2020:
 ■ Hohenlohe:
 Geschichte, Natur und Kultur
 ■ Friedrich Hölderlin

SHB SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
 Kultur- und Studienreisen

Schwäbischer Heimatbund e.V.
 Weberstr. 2
 70182 Stuttgart

Tel. 0711 23942-11
 reisen@schwaebischer-heimatbund.de
 www.schwaebischer-heimatbund.de/studienreisen

Von hier. Von uns.

Spitzenmäßig.



Der auch.



Spitzenmäßiges zur Spargelsaison.

Viele wissen nicht, dass auch hier in Württemberg Spargel angebaut wird. Die passenden Weine von uns sind da schon viel bekannter, wie zum Beispiel feine Silvaner, fruchtige Kerner und rassige Rieslinge. Entdecken Sie das Beste aus Württemberg: Achten Sie einfach auf das Siegel unserer Erzeuger.

Württembergische Weingärtnergenossenschaften
 wein-heimat-wuerttemberg.de





Der Biberacher Genremaler Johann Baptist Pflug zeichnete in seiner Serie «Ländliche Gebräuche in Württemberg» auch eine Schäferlaufszene mit Schäfertöchtern, Schäferkronen, Schäferfahne und Preistieren. Seine Bilder erschienen zwischen 1820 und 1835 in Stuttgart als kolorierte Radierungen.

«Drüben wogt das bunte Spiel» Schäferlauf wird UNESCO-Kulturerbe

Wolfgang Alber

Wolfgang Alber «Drüben wogt das bunte Spiel» UNESCO adelt Schäferläufe als Immaterielles Kulturerbe. Sie alle gehören dazu: Schwäbisch-Alemannische Fasnacht und Rheinischer Karneval, Hebammenwesen und Köhlerhandwerk, Poetry-Slam und Niederdeutsches Theater, Genossenschaftsidee und Walz der Handwerksgesellen, Amateurmusikpflege in Baden-Württemberg, Erforschung und Dokumentation von Haus- und Flurnamen in Bayern.

Das von der Deutschen UNESCO-Kommission erstellte Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes der Menschheit listet (zusammen mit dem Register guter Praxisbeispiele der Erhaltung) derzeit 97 Kulturformen und Modellprogramme auf. Ende 2018 wurden auch die württembergischen Schäferläufe in Markgröningen, Bad Urach und Wildberg aufgenommen. Der Katalog soll zeigen, welche kulturellen Traditionen und Ausdrucksformen hierzulande praktiziert und weitergegeben werden und deshalb schützenswert sind. Dabei handelt es sich um kulturelle und schöpferische Praktiken, die über Generationen tradiert wurden: *Ob Tanz, Theater, Musik, Bräuche, Feste oder Handwerkskünste – Immaterielles Kulturerbe ist lebendig und wird von menschlichem Wissen und Können getragen. Es ist Ausdruck von Kreativität, vermittelt Kontinuität und Identität, prägt das gesellschaftliche Zusammenleben und leistet einen Beitrag zu nachhaltiger Entwicklung.*¹ Die Kommission verweist in ihrer Begründung darauf, dass die Tradition des Schäferfestes und Schäferhandwerks ins 14. Jahrhundert zurückgehe und bis heute gepflegt werde. Die Feste hätten ihre Grundelemente bewahrt, zugleich sei ein breitgefächertes Programm unter Mitwirkung vieler Vereine entstanden, das generationsübergreifend Einheimische wie Zugezogene in ein Brauchtums- und Heimatfest integriere.

Im Festritual werden also Geschichte und Gegenwart, materielle und immaterielle Kultur, aber auch städtischer und ländlicher Raum verbunden. Von der kulturellen Relevanz der Schäfererei zeugen Bibelthemen wie «guter Hirte», musikalische Motive wie «Agnus dei», literarische Formen wie

Schäferspiel oder «Schafskrimis», Bilder wie Osterlamm mit Siegesfahne der Auferstehung, Metaphern wie «schwarzes Schaf» oder «Wolf im Schafspelz». Den Schäferlauf besingt Gustav Schwab 1828 in seiner Elegie «Das Schäferfest»: *Drüben auf den grünen Feldern, / Drüben zwischen dunkeln Wäldern / Wogt das bunte Schäferspiel; / Munt're Knaben aus dem Städtchen, / Rasche Mädchen / Sputen sich zum frohen Ziel.* Daneben lässt sich, so Theodor Hornberger, eine kulturschöpferische Kraft der Schäfererei konstatieren, die in Heiligenverehrung, im Verhältnis zur Natur, in Tanz, Liedgut, Dichtung und «Volkskunst», Trachten und Brauchtum zum Ausdruck kommt.²

Auch wenn Schafzucht und Schafhaltung in Württemberg nicht mehr die wirtschaftliche Bedeutung früherer Zeiten besitzen, sind die Herden doch unerlässlich für Landschaftspflege und Naturschutz. Schafe und Schäfer sind Sinnbild insbesondere der Schwäbischen Alb, deren Magerwiesen und Wacholderheiden es ohne den Verbiss der vierbeinigen Rasenmäher nicht gäbe. Das enge Geflecht zwischen Wirtschafts- und Kulturlandschaft wird zudem in der (heute selten gewordenen) Wanderschäfererei deutlich. Mit grenz- und kulturübergreifender «Transhumanz» entstanden Wegenetze und Pilgerpfade, die Schäfer waren Vermittler von Nachrichten und Erzählungen. Neben Landwirtschaft, Weinbau, Textil- und Holzgewerbe gehörten Schafhaltung und Schafzucht einst zum wirtschaftlichen Fundament Württembergs. Wesentliche Innovation war 1783 die Einrichtung der «Deputation zur Verbesserung der Schafzucht», die Wollqualität und Wollmenge, Woll-



In Wildberg seit 1930 auf dem Programm: das vom Landesschafzuchtverband ausgerichtete Leistungshüten. Dabei müssen die Schäferinnen und Schäfer mit eigenen Hunden, aber mit einer fremden Herde, ihr fachliches Können unter Beweis stellen, insbesondere geht es um die Harmonie zwischen Schäfer, Hund und Schafherde. Beurteilt werden unter anderem Ein- und

Auspferchen, Treiben zur Weide, Hüten in engem und weitem Gelände, Meistern von Verkehrshindernissen, Gehorsam und Selbständigkeit der Hunde beim Einhalten von Furchen und natürlichen Grenzen.



Ein zentrales Element der Schäferläufe sind die Festumzüge mit Hunderten von Teilnehmern und Tausenden von Zuschauern, hier in Wildberg. Die Schäfer treten dabei im traditionellen Arbeitshäs mit blau-schwarzem Schäferkittel und breitkrepfigem Hut auf, führen ihre Schippen und Hnude bei sich.

märkte und Tuchmanufakturen, Export von Wolle und Schlachttieren voran bringen sollte. Weil dafür hochwertige Schafrassen nötig waren, ließ Herzog Karl Eugen 1786 auf abenteuerlichen Wegen (die vom frühen europäischen Wissens- und Warentransfer zeugen) 104 Merinos aus Spanien und Südfrankreich beschaffen. Sie wurden mit dem deutschen Landschaf zum bis heute gezüchteten (Württemberg) Merinolandschaf gekreuzt. Damals belief sich der Tierbestand auf eine rund halbe Million, der Exporterlös auf 1,5 Millionen Gulden.³

Ein weiteres Modernisierungshindernis war schon früher beseitigt worden. Schäfer zählten zu den «unehrlichen Leuten», gesellschaftlich notwendigen, gleichwohl verachteten Berufsgruppen wie Scharfrichter, Abdecker, Totengräber, die nicht in «ehrbare» Handwerkszünfte aufgenommen wurden: Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder, heißt es im Sprichwort. Schäfer umgab zugleich die Aura des Geheimnisvollen, sie galten als Wetter- und Heilkundige oder Hellseher, und Wanderschäfer waren schwer kontrollierbar. Aufgrund des Außenseitertums entwickelten Schäfer ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und das Bewusstsein, einem besonderen Stand anzugehören. Das abweichende Verhalten der Outlaws erinnert an Cowboy-Klischees, so beklagte sich 1662 der Markgröninger Dekan D. Kleß beim Württembergischen Kirchenrat über die Zügellosigkeit der Schäfer: Sie saufen sich toll und voll, tanzten und springen, schreien und brüllen, raufen und schlagen einand manchmal gewaltig auf die Köpfe.⁴

Mit der Einrichtung von Schäferzünften wurde ihnen der Makel genommen, sie konnten integriert und zugleich

überwacht werden.⁵ In Württemberg entstanden die Zünfte zwischen 1336, als Markgröningen zu Württemberg kam, und 1443 mit der urkundlichen Erwähnung des Besuchs von Graf Ludwig I. beim Schäfertag.⁶ In Württemberg waren Schäfer mit Metzgern in einer Zunft, sogenannten Laden, organisiert. Das lässt sich beim Schäferlauf noch im Metzgeranzug nachvollziehen, und in Urach richteten die Metzger seit Auflösung der Schäferzunft 1828 gemeinsam mit der Stadt das Fest aus.

Der Schäferlauf als Zunftversammlung am zentralen Ort Markgröningen war Höhepunkt im Jahreslauf der Schäfer, ein (meist viertägiges) Volksfest mit Markt.⁷ Mit der Zünftigkeit waren Rechte und Pflichten verbunden, die in Insignien zum Ausdruck kommen. Die Schäferlade, die als hölzerne Truhe bei den Schäferläufen mitgeführt wird, erinnert an die biblische Bundeslade, sie enthält Siegel und Kasse, verbrieft Rechte und Ordnungen. Das Schäfergericht unter Vorsitz des herzoglichen Vogtes ahndete Verstöße und schlichtete Konflikte, nahm Prüfungen ab, entschied über Aufnahme in die Zunft. Ein weiteres Zeichen ist die Schäferfahne mit dem Bild des Heiligen Bartholomäus, neben Wendelin und Wolfgang Schutzpatron der Schäfer. Der Markgröninger Schäferlauf wird heute an dem Wochenende gefeiert, das dem Bartholomäustag (24. August) am nächsten liegt. Zu dieser Zeit waren die Felder abgeerntet, standen Stoppelfelder für den Lauf zur Verfügung.

Zu den Schäferläufen gehören diverse Tänze. Auch sie waren ein vom Landesherrn verliehenes Privileg, entsprechend zeremoniell werden bis heute Vortanz oder Hammeltanz ausgeführt. Auch die Kronen für das Siegerpaar erinnern an von oben vergebene Rechte. Die wohl älteste Schilderung des Markgröninger Schäferlaufs verfasste



Die Lade der Hauptzunft Markgröningen wird beim Festzug mitgetragen. Die hölzerne Truhe erinnert an die biblische Bundeslade. Sie enthält unter anderem Siegel und Kasse, verbrieft Rechte und Ordnungen der Zunft.



Ein zentrales Element der Schäferläufe sind die Festumzüge mit Hunderten von Teilnehmern und Tausenden von Zuschauern, hier in Wildberg. Die Schäfer treten dabei im traditionellen Arbeitshäs mit blau-schwarzem Schäferkittel und breitkrepfigem Hut auf, führen ihre Schippen und Hnude bei sich.

1553 der Schulmeister und Poet Jakob Frischlin, Bruder des unglückseligen Nikodemus Frischlin: *Wann Bartholomäi tag vorhanden, hatt die Stadt einen Jahrmarkt, daran kommen die Schäffer zusammen, hallten einen Dantz unndt lauffen umb einen Hammell oder Barchatt, Nestell, Zöpff oder Lebkuochen; Also das die Töchtern und Junggesellen ein groß Schauspiel machen.*⁸ Die 1651 von Herzog Eberhard III. erlassene Schäferordnung erlaubte, nachmal ein freyer Tantz auf öffentlicher Gassen zu halten. Die Schäfer waren zur Teilnahme am Schäferlauf verpflichtet. Sie klagten, dass die weite Anreise aus dem gesamten Herzogtum nach Markgröningen mit wirtschaftlichen Nachteilen (auch für die Herren der Lohn-, Deputats- oder Pachtschäfer) verbunden sei. Daher ließ Herzog Eberhard Ludwig 1723 das Zunftgebiet aufteilen, Neben- oder Viertelladen in Heidenheim für die Ostalb, Urach für die Mittlere Alb und Wildberg für den Schwarzwald einrichten, denen bestimmte Ämter und Städte als Einzugsbereich zugewiesen wurde. Heidenheim führte den Schäferlauf nach der Zunftaufhebung nicht mehr fort, unternahm im 19./20. Jahrhundert Wiederbelebungsversuche, um sich 2009 endgültig «von der Tradition zu verabschieden». In Markgröningen findet das Fest jährlich um Bartholomäi statt, Urach und Wildberg halten ihre Schäferläufe im Wechsel um Jakobi am 25. Juli ab, Urach in den Jahren mit ungeraden, Wildberg in den Jahren mit geraden Zahlen.

Schäferläufe spiegeln Landesgeschichte. In Schwaben hatte die Schäferei ihre größte Bedeutung in der «Zeit des Goldenen Vlieses» bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit rund einer Million Tiere im Land. Dann verfiel der Wollpreis

durch billige Importe sowie Baumwolle aus Übersee, gleichzeitig nahm die inländische Rinderhaltung zu mit Folgen für den Absatz von Schaf- und Lammfleisch. In den Weltkriegen erlebte die Schafhaltung durch staatliche Subvention nochmals einen Aufschwung, insbesondere durch die NS-Autarkiebestrebungen und die Eingliederung der Schafzucht in den «Reichsnährstand».⁹

Aber nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Weidefläche durch Intensivierung des Ackerbaus, Zersiedelung der Landschaft durch Neubaugebiete, Straßen und Gewerbeflächen weiter zurück. Nach Angaben des Landesschafzuchtverbandes Baden-Württemberg betrug der Bestand 2018 rund 220.000 Tiere. In den vergangenen zehn Jahren hat sich ihre Zahl um 30 Prozent und diejenige der Betriebe um 25 Prozent reduziert. Aktuell gibt es in Baden-Württemberg 120 hauptberufliche Schafhalter, rund 400 Nebenerwerbsbetriebe und 780 Hobbybetriebe, die meisten Schafe grasen in den Kreisen Reutlingen und Zollernalb. Auch die Anzahl der Lehrlinge sinkt, niedriger Verdienst und lange Arbeitszeiten machen den Beruf wenig attraktiv. Mehr als die Hälfte des Einkommens beziehen die Schäfer heute aus staatlicher Förderung für Pflege von Magerwiesen, Hangweiden und Wacholderheiden. Mit dem Trend zu regionalen Produkten gibt es zumindest eine kleine Renaissance bei Fleisch («Alblamm») und Wolle.

Trotz des wirtschaftlichen Bedeutungsverlustes demonstrieren die Schäferläufe kulturelle Konstanz. Und später ins Programm gekommene Theaterstücke verklären die Schäferei mundartlich-heimattümelnd: in Markgröningen die



Heute kippen die Wasserträgerinnen, hier in Wildberg, am Ende des Laufs den spärlichen Inhalt der mehr oder weniger auf dem Kopf balancierten Kübel oder Gelten in einen großen Zuber. In Urach machen sie zur Gaudi der Zuschauerinnen und Zuschauer die umstehenden Honoratioren nass.

1909 von Albert Esenwein dramatisierte Sage «Der treue Bartel», in Wildberg Eugen Memmingers seit 1954 aufgeführtes Festspiel «Der Klosterschäfer und des Teufels Puppenspieler». Nationalistische Untertöne klingen in Hans Reyhings «Volksstück in vier Aufzügen» von 1923 «D' Schäferlies» (ursprünglicher Titel «D Schäferlis») an: *Die Franzosen lauern um unsere Grenzen her. / s ist ihre alte Tücke, zu brennen deutsches Land. / O, möge Gott dich schirmen, du liebes Vaterland.* Der in Bernloch bei Münsingen geborene Reyhing sympathisierte mit den Nationalsozialisten, seine damaligen Texte haben hohe Affinität zur Blut und Boden-Ideologie.

Die Nazis machten aus dem Volksfest ein völkisches Fest. Die «Schäferlies» fungierte nun als *Denkmal alten heimatischen Brauchtums, das durch die nationalsozialistische Bewegung zu neuem Leben erweckt wurde.*¹⁰ Bei Theodor Hornberger finden sich vökelnde Anklänge: Das Fest birgt ältestes germanischdeutsches Kulturgut, der Lauf diene der Auslese und Ehrung der Tüchtigsten.¹¹ Markgröningen war Teil des KdF-Programms, bei der Olympiade 1936 in Berlin traten die Schäfer wie die Tanz- und Trachtengruppe der Betzinger Sängerschaft im Kulturprogramm auf. Dramaturgie und Choreographie der Schäferläufe sind bis heute im Wesentlichen gleich geblieben: Der Hauptfesttag beginnt mit Übergabe der Schäferfahne und Zunftlade. Nach dem Festgottesdienst führt der Festzug zum Festgelände, wo Tänze wie Becher- und Metzgeranz oder Wettbewerbe wie Was-

sertragen das Publikum, das auch zum gemeinsamen Liedersingen animiert wird, unterhalten. Höhepunkt ist der Wettlauf der Nachwuchsschäfer/innen um die Schäferkrone. Die Sieger werden mit Krönungszeremonie, Preishammel und Schäferreigen geehrt. Im Laufe der Zeit sind neue Elemente im Fest hinzugekommen: Zum Auftakt gibt es seit den 1920/30er-Jahren das Leistungshüten als Nachweis beruflicher Fertigkeiten. Und längst müssen die startenden Schäfertöchter und Schäfersöhne nicht mehr



Geballte Energie auf Kunstrasen: Die Läufe in Urach finden heute nicht mehr auf einem Stoppelfeld statt, sondern auf dem Sportgelände Zittelstatt.



Das 1923 von Hans Reyhing geschriebene Festspiel «D'Schäferlies» wird heute anlässlich des Schäferlaufs in der Uracher Stadthalle in einer überarbeiteten Fassung aufgeführt. Dabei geht es um den uralten Konflikt zwischen Bauern und Schäfern auf der Alb, der sich auch an Weiderechten und Flurschäden entzündete – und es geht natürlich um die Liebe zwischen Bauernsohn und Schäfertochter.

unverheiratet sein. Barfuß auf dem Stoppelfeld rennen sie nur noch in Markgröningen, in Wildberg und Urach wird auf Sportplätzen mit Rasen bzw. Kunstrasen gelaufen, barfuß oder in Turnschuhen. Aktiv am Festgeschehen beteiligt sind Dutzende von Vereinen, mindestens 4.000 Bürgerinnen und Bürger, darunter zahlreiche Kinder und Jugendliche. Die Städte beschäftigen zudem kommunal angestellte «Stadtschäfer». Daraus lässt sich ein hoher Identifikationsgrad mit der Tradition ablesen. Es gibt aber einen Funktionswandel, Schäferläufe sind vom Zunfttreffen zum überregionalen Massenereignis geworden: um die 100.000 Besucher/innen in Markgröningen, an die 40.000 in Bad Urach, rund 25.000 in Wildberg. Schäferläufe sind nicht frei von folkloristischer Kostümierung und nostalgischer Idealisierung. Umso wichtiger ist es, Probleme der Gegenwart zu thematisieren. Umweltminister Franz Untersteller wies dieses Jahr in Urach auf die Bedeutung der Schäferei im Zusammenhang mit Kulturlandschaftspflege und Biosphärengebiet Schwäbische Alb hin und forderte, die Schäfer langfristig abzusichern. Dazu könnte der Kulturerbestatus beitragen, der mit der Vergabe des Logos «Immaterielles Kulturerbe – Wissen. Können. Weitergeben» verbunden ist, das sich als Marketing- und Tourismusvehikel nutzen lässt. Der Imagewettbewerb der Städte ist inzwischen auch zum Wettlauf ums Label Immaterielles Kulturgut geworden. So planen Esslingen, Reutlingen und Ulm einen Antrag für ihre Schwörtage. Während sich aber Schäferläufe über die

Jahrhunderte gehalten haben und auf Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten bauen, wurden die aufs 14. Jahrhundert zurückgehenden Schwörtage erst in neuer Zeit wiederbelebt: Ulm 1949, Esslingen 1990, Reutlingen 2005. Und bis auf den populären Ulmer Wasserumzug «Nabada» handelt es eher um konventionelle Stadtfeste mit inszenierter Politästhetik. Von den Historikern Eric Hobsbawm und Terence Ranger stammt der Begriff «The Invention of Tradition», der erfundenen oder wieder gefundenen Tradition.¹² Die Rekonstruktion unter Rückgriff auf die Vergangenheit kann zwar an verschüttete Rituale anknüpfen, aber ohne entsprechende Kulturpraxis heute bleiben sie historische Abziehbilder. Theodor W. Adorno zeigt den Widerspruch zwischen ursprünglicher Feierintention und moderner Festregie auf: *Der Idee eines Festes wohnt, und sei's noch so säkularisiert, der Anspruch des Einmaligen, nicht Fungiblen, des emphatischen Augenblicks inne. Die verwaltende Vernunft, die der Feste sich bemächtigt und sie rationalisiert, löst damit ihre Festlichkeit auf.*¹³ Das mag in der heutigen Eventgesellschaft puristisch klingen, zeigt aber doch, dass Feste den normierten Alltag transzendieren und der Rückversicherung des eigenen Lebensfeldes dienen.¹⁴ Die Frage ist, ob verwaltetes Immaterielles Kulturerbe das leisten kann. Die Rechtswissenschaftlerin Sophie Schönberger weist zudem auf die *Heritagisierung des Immateriellen* hin.¹⁵ Durch die Einbindung in einen politischen und rechtlichen Kontext würden vitale Praktiken einem starren Erberegime



u Ehren des neu gekrönten Schäferpaars tanzen in Markgröningen, wie an den anderen Orten auch, Trachtenträgerinnen und Trachtenträger den musikalisch unterlegten und raffiniert choreographierten Schäferreigen.

unterstellt, insofern stelle die Liste des Immateriellen Kulturerbes eine Vorstufe des Museums dar (das es im Fall der württembergischen Schäferei mit dem Archiv des Vereins für Schäfereigeschichte in Münsingen bereits gibt). Durch die Markierung sozialer Praxis als Kulturgut entstehe wie bei institutioneller Musealisierung das Problem, dass die Bedeutung nicht mehr in erster Linie in der Praxis, sondern in der Eigenschaft als ausgezeichnetes Kulturerbe liege, so Schönberger. Ambivalent ist schließlich das im Artikel 2 des UNESCO-Übereinkommens zur Erhaltung des Immateriellen Erbes (178 Vertragsstaaten, Deutschland seit 2013) postulierte Gefühl von Identität und Kontinuität.¹⁶ Das ins kollektive Gedächtnis eingeschriebene Erbe ist fraglos wichtig für das kulturelle Selbstverständnis und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Kontinuität entwickelt sich aber nicht linear, sondern zeigt sich auch in Brüchen und Umwegen. Und Identität ist nie gesichert, sondern stetige Suche nach Balance mit sich und der Umwelt. Als starre Konzepte bergen beide Momente des Ethnozentrismus und der Abschottung. Die Geschichte der Schäferläufe zeigt, dass Wertschöpfung aus Tradition¹⁷ neben verlässlicher Tradierung neue Dynamiken braucht, um nicht in sinnentleerter Folklore zu erstarren. Das heißt aber, dass der Status Kulturerbe nach strengeren Kriterien vergeben bzw. gemessen werden muss. Sonst ließe sich letztlich provokant fragen: Warum nicht gleich die ganze Welt?¹⁸ – nämlich als fragiles Menschheitserbe unter Schutz stellen.

Anmerkungen

- <https://www.unesco.de/kultur-und-natur/immaterielleskulturerbe/immaterielles-kulturerbeweltweit>
- Theodor Hornberger: Der Schäfer. Landes- und volkskundliche Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland. Stuttgart 1955, Kapitel III. und IV.
- Manfred Reinhardt: Schwäbische Alb, Segovia und zurück – Ein abenteuerlicher Schafimport im Jahre 1786. In: Schwäbische Heimat 2008/2, S. 175–183.
- Theo(dor) Hornberger: Der Schäferlauf in Markgröningen. Veröffentlichungen der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm zu dem Archivfilm Nr. B 377/1939, S. 11.
- Wolfgang Jacobeit: Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Berlin 1961, S. 225.
- Hornberger wie Anm. 2, S. 42 ff.
- Katrin Hartkopf: «Vom Zunftfest zum Volksfest». Zur Entwicklung des Markgröninger Schäferlaufs. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, hg. von der Landesstelle für Volkskunde Freiburg, Badisches Landesmuseum Karlsruhe und der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, Bd. 4/1991, S. 117–134.
- <https://www.markgroeningen.de/index.php?id=182?>
- Sebastian Meyer: Schäfer und Schafhaltung in Schwaben. Oberhöfenfeld 1999. Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, hg. von Hans Frei, Bd. 22.
- Walter Röhm: Schäferfest und Schäferlauf in Bad Urach. Uracher Geschichtsblätter, hg. von Thomas Braun, Bd. 3/2011, S. 230.
- Hornberger wie Anm. 4, S. 12 f.
- Eric Hobsbawm, Terence Ranger: The Invention of Tradition. Cambridge 1992.
- Theodor Adorno: Kultur und Verwaltung. Vortrag gesendet am 26. Juli 1959 vom Südwestfunk Baden-Baden. Abgedruckt in Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften Bd. 8, Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main 1972, S. 122–146.
- Gerhard M. Martin: Fest und Alltag, Bausteine zu einer Theorie des Festes. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1973, S. 12 ff.
- Sophie Schönberger: Gehört der Rechtsstaat ins Museum? In: Merkur Heft 842/2019, S. 61–68; hier S. 66.
- <https://ich.unesco.org/doc/src/00009-DE-Germany-PDF.pdf>
- Dorothee Hemme, Markus Tauschek, Regina Bendix (Hg.): Prädikat «Heritage». Wertschöpfung aus kulturellen Ressourcen. Berlin 2007.
- Johann Schloemann: Debatte um das «Weltkulturerbe». Warum nicht gleich die ganze Welt? In: Süddeutsche.de 17. Mai, 2010.

Ettlingen

Die Weihnachtswiese
1.12.2019 bis 9.2.2020
Museum Ettlingen

Spielzeugausstellung frei nach Peterchens Mondfahrt
Mi-So 11-18 Uhr, außer 25.12. und 1.1. museum.ettlingen.de

inszeniert

24. Nov. – 2. Feb.

Klösterle-Krippe & Puppenstuben
Museum Humpis-Quartier Ravensburg

HIER STAUNT ES SICH AM SCHÖNSTEN.
Lassen Sie sich von der Vielfalt überraschen.

Tauchen Sie ein in die Welt der Herrscher, Mönche und Ritter in den 60 Schlössern, Klöstern, Gärten und Burgen Baden-Württembergs.
www.schloesser-und-gaerten.de

Baden-Württemberg
STÄATLICHE SCHLÖSSER UND GÄRTEN

SH Aktuell

SH Aktuell

SH Intern

SH Intern

Schlußpunkt

Fakten über Schwaben:

10.984

Es gibt in Deutschland aktuell 10.984 verschiedene Familiennamen, die mit der schwäbischen Endung -le enden.

1878

Der evangelische Pfarrer Adam Bürckle aus Plattenhardt gründete im Jahr 1878 die Stadt Arkansas

21

Das Bietigheimer Eisenbahnviadukt mit seinen 21 Bögen war Teil der ersten Eisenbahnverbindung zwischen Württemberg und Baden. 1935 wurden in mehreren Pfeilern des Viadukts Sprengkammern eingebaut, um die Brücke im Falle einer feindlichen Invasion unbenutzbar machen zu können

1.350

Die Staatstheater Stuttgart mit den Bereichen Oper, Ballett und Schauspiel sind das größte Dreispartenhaus der Welt – mit 1.350 Mitarbeiter*innen

8

Der kürzeste internationale Linienflug der Welt: 2016/17 flog die Airline Peoples Viennaline in nur acht Minuten vom schweizerischen Altenrhein über den Bodensee nach Friedrichshafen

1.642

1,642 Kilometer! Metzgermeister Ede Straßer produzierte am 28. März 2004 in Herrenberg die längste Maultasche der Welt – und landete damit im Guinness-Buch der Rekorde”

Ronge, Hartmut (2019): Unnützes Wissen: Schwaben. Scurrile Fakten zum Angeben, Tübingen.